Über
elementare psychische Prozesse.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der hohen philosophischen Fakultät der Universität Rostock

vorgelegt

von

Paul Schweden
aus Spandau.

Berlin.

Druck von Carl Hermann Müller, Münzstrasse 3.

1894.

Referent: Herr **Professor Dr. von Stein.**

SEINEM TEUREN SCHWAGER,

DEM KÖNIGLICHEN KREIS-BAUINSPEKTOR

KONRAD REICHENBACH,

IN

LIEBE UND DANKBARKEIT

GEWIDMET

VOM

VERFASSER.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41553622_0194

§ 1. Einleitung.

Wie jede wissenschaftliche Betrachtung einer nicht willkürlich zu wählenden Einteilung bedarf, so auch die psychologische. Plato[1]) gebührt das Verdienst, nach dieser Richtung hin die Bahn gebrochen zu haben. Er unterschied drei „Teile" der Seele, den „begehrenden", „zornmütigen" und „vernünftigen" (*τὸ ἐπιθυμητικόν, τὸ θυμοειδές* und *τὸ λογιστικόν*), welchen die drei von ihm im Staate unterschiedenen Stände (der Erwerbenden, der Krieger und der Herrscher), sowie die drei damals in den Vordergrund tretenden Völkergruppen (die verweichlichten Ägypter und Phönicier, die tapferen, aber rohen nördlichen Barbaren und die bildungsliebenden Hellenen) entsprechen sollten.

Nach Plato ist Aristoteles zu nennen. Er führt dreierlei Grundeinteilungen der psychischen Erscheinungen an: erstens Phänomene eines „sterblichen" Seelenteiles (insofern sie sich auf Thätigkeiten des Centralorganes beziehen) und eines „unsterblichen" Seelenteiles (insofern sie immateriell sind); zweitens zählt er einen „vegetativen" Teil (die Erscheinungen der Ernährung, des Wachstums, der Erzeugung in sich begreifend und allen irdischen lebenden Wesen, auch den Pflanzen, zukommend), einen „sensitiven" Teil (vornehmlich die Sinnesempfindungen enthaltend und den Menschen wie den Tieren eigentümlich) und einen „intellektiven" Teil der Seele auf, der das höhere Denken und Wollen in sich schliefst und nur den Menschen eigentümlich ist; drittens unterscheidet Aristoteles „Denken" und „Begehren" (*νοῦς* und *ὄρεξις*), zu welchem letzteren er auch die Gefühle rechnet.

---

[1]) Indessen meint F. Biunde (nach J. Jungmann: „Das Gemüt und das Gefühlsvermögen der neueren Psychologie." 2. Auflage. Freiburg i. Br. 1885. S. 177), dafs bei Plato die Erkenntnisse, Gefühle und Bestrebungen nie nebeneinander vorkommen können, weil dies ganz den Vorstellungen Platos wiederstreiten würde.

Letztere Zweiteilung finden wir bei Wolff wieder, welcher ebenfalls „Erkenntnis-“ und „Begehrungsvermögen“ unterscheidet.

Nach diesem Philosophen aber tritt immer mehr die Dreiteilung hervor, indem von Tetens, Mendelssohn, insonderheit von Kant und nach diesem von Hamilton, Lotze, Jürgen Bona Meyer und anderen das Gefühl als ein besonderes Vermögen neben den beiden anderen aufgeführt wird. Kant sagt hierüber[2]: „Alle Seelenvermögen oder Fähigkeiten können auf die drei zurückgeführt werden, welche sich nicht ferner aus einem gemeinschaftlichen Grunde ableiten lassen: das „Erkenntnisvermögen“, das „Gefühl der Lust und Unlust“ und das „Begehrungsvermögen.“

Herbart[3] dagegen ist der Meinung, die Seele sei ein einfaches, reales Wesen ohne Teile, ohne irgend welche Vielheit von „Vermögen“; und wie im Gebiete des Seins überhaupt die „Selbsterhaltungen“ das wirklich Geschehende, so seien dieselben auch die einzige Thätigkeit, welche von der Seele ausgesagt werden könne; das Wesen dieser „Selbsterhaltungen“ bestehe darin, „Vorstellungen“ zu sein, und dafs sie gerade „Vorstellungen“ und nichts anderes seien — denn Wollen und Fühlen könnten von ihnen abgeleitet werden[4] —, dadurch unterscheide sich eben die Seele von den übrigen realen Wesen. Dieser Ansicht Herbarts stimmen wir nicht bei. Wir meinen, die Seele[5] —

---

[2]) Einleitung III zur „Kritik der Urteilskraft“.

[3]) Herbart: „Hauptpunkte der Metaphysik“, § 13, Lehrbuch zur Psychologie, Cap. II.

[4]) Herbart nennt die Spannungen, welche die Vorstellungen bei ihrer Wechselwirkung im Bewufstsein erfahren, Gefühle, weil wir bei manchen Gefühlen uns beklemmt oder erleichtert finden; das Auftreten einer Vorstellung wird ihm zum Begehren und Willen, weil auch wir in diesem Seelenzustande irgend etwas erstreben. Die Erklärungen Herbarts tragen „durchweg den Charakter zufällig entdeckter Ähnlichkeiten mit den inneren Erfahrungen, die er an den . . . mathematischen Resultaten auffindet.“ (Vergl. W. Wundt: „Grundzüge physiologischen Psychologie“, III. Aufl., II. Bd., Leipzig 1887, S. 392).

[5]) Th. Fechner fragt (in: „Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits“, Leipzig 1851, Bd. I, S. 180): „Ist nicht auch meine Seele ein in Form und Inhalt, in Zweck und Wirkungsbezügen zum Ganzen einheitlich gebundenes, in individueller Eigentümlichkeit sich in sich abschliefsendes, in sich kreisendes, andern ähnlichen, doch nicht gleichen, Wesen relativ selbständig gegenübertretendes, unter Anregung und Mitbestimmtheit durch eine Aufsenwelt sich aus sich selbst entfaltendes, eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit teils ge-

ihrer Natur nach durch und durch schöpferische[6]) Selbstthätigkeit[7]), indem sie aus ihren Reaktionen gegen äufsere Reize seelische, also innere Gebilde erzeugt, die auch nach dem Aufhören der Reize Bestand haben[8]) — zeige drei Äufserungen derselben, Wollen, Fühlen, Vorstellen, und man könne mit Kant an der Unmöglichkeit, Wollen und Fühlen vom Vorstellen abzuleiten[9]), festhalten, ohne doch damit zugleich die Einheit der

---

setzlich wiederkehrender, teils unberechenbar neuer Wirkungen aus eigner Fülle und Schöpferkraft gebärendes, im einzelnen wechselndes, im ganzen bleibendes Wesen?“

[6]) Diese schöpferische Thätigkeit der Seele bezieht sich nach unserem Dafürhalten nicht blofs auf das Gebiet des Wollens, wie H. Spitta (in seiner: „Einleitung in die Psychologie als Wissenschaft“, Freiburg i. Br. 1886, S. 139) meint, sondern auch auf das Gebiet des Vorstellens und Fühlens.

[7]) Selbst das „Seelenleid“ ist für uns nichts Passives, sondern etwas Aktives. Auch als „Sinn“ scheint uns die Seele schon voll und ganz aktiv zu sein, nicht, wie J. H. Witte („Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge“, Halle a. S. 1888, S. 144) meint, nur zum Teil; denn in Bezug auf den Gesichtssinn z. B. genügt blofses Anstarren eines Gegenstandes keineswegs, um ihn zu sehen, sondern man mufs, wie man sagt, sein Augenmerk darauf richten, d. h. die Seele mufs — in centrifugaler Richtung — thätig sein; das Physische an der Sache beschränkt sich hier, wie Witte in der Einleitung selbst bemerkt, auf Molekularbewegung und — in centripetaler Richtung — Fortleitung dieser Bewegung durch die Nerven. Vergl. Th. Fechner's Bild (in „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen.“ Leipzig 1848, S. 42): „Die Kreuzspinne fängt ihren Raub mittels eines Netzes aus feinen und langen Fäden; ohne das Netz weifs sie nichts zu fangen. Ähnlich mit unserer Seele. Nur mit einem Netze feiner Nervenfäden vermag sie Empfindungen zu fangen, indem sie belauscht, was aus der Aufsenwelt diese Fäden berührt.“

[8]) Umgekehrt wird auch jedes psychische Geschehen von bestimmten physischen Erscheinungen begleitet sein, und zwischen diesen äufseren und inneren Lebensvorgängen werden durchgängig gesetzmäfsige Beziehungen stattfinden. (Vergl. W. Wundt: „Grundzüge der physiologischen Psychologie“, III. Aufl. Leipzig 1887. Bd. I, S. 26.)

[9]) Vergl. auch Lotze („Mikrokosmus“. II. Aufl. Leipzig 1869. Bd. I, S. 189): „Wie viele auf einander nicht zurückführbare Gruppen der Ereignisse uns die Beobachtung übrig läfst, so viele geschiedene Vermögen der Seele werden wir voraussetzen müssen, aber wir werden überzeugt bleiben, dafs sie dennoch nicht als eine zusammenhanglose Mehrheit von Anlagen neben einander in ihre Natur eingeprägt sind, sondern dafs zwischen ihnen eine Verwandtschaft stattfindet, durch welche sie als verschiedenartige Ausdrücke eines und desselben Wesens zu dem Ganzen seiner vernünftigen Entwicklung zusammenstimmen.“

Seele aufzugeben und zu zerstückeln; es läfst sich nämlich beweisen — und diesen Nachweis wollen wir im folgenden zu liefern versuchen —, dafs die Grundvorgänge (elementaren Prozesse) des Seelenlebens in Bezug auf jene beiden ersteren Seelenthätigkeiten genau dieselben sind wie in Bezug auf die letztere.

A. Vorstellung.

§ 2. Definition.

Geben wir zunächst eine Erläuterung über Elemente und Wesen einer Vorstellung.

Die Sinnesempfindungen, d. h. jene ursprünglichen Seelenzustände, welche auf der bloſsen Perception[10]) organischer Reize beruhen, die durch Sinnes- (sensorielle) Nerven vermittelt sind, können wir als Elemente der Vorstellungen bezeichnen. Diese Sinnesempfindungen sind zum Teil, z. B. beim Gesicht und Gehör, wegen der Duplicität dieser Organe schon nichts Einfaches mehr, vielmehr aus zwei verschiedenen Nerven-Erzeugnissen, welche sich mit einander verbanden, zusammengesetzt, weshalb der Ausdruck „einfache“ Empfindungen, den man als Vorstellungselemente öfters bezeichnet findet[11]), zu verwerfen ist; v. Helmholtz[12])

---

[10]) Auch hier ist die Seele nicht passiv, sondern aktiv. Dies betont auch Riehl („Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft.“ Bd. II, Teil 2, Leipzig 1887, S. 52): „Die erste Empfindung, die irgend ein Lebewesen erlangte, setzte so gut wie jede, die gegenwärtig erlangt wird, zu ihrer Entstehung aufser der Sensibilität oder Reizbarkeit die Aktivität des Bewufstseins voraus.“ Uns scheint daher die Definition von Empfindung als „Wahrnehmung ohne Aufmerksamkeit“ nach Harms („Logik“, herausg. von H. Wiese, Leipzig 1886, S. 127) nicht stichhaltig. Sagt doch Harms selbst (ebenda, S. 284): „Also ist jede Empfindung zweifach bedingt: a) durch den Reiz, der von aufsen auf die Sinne wirkt, und b) durch die Aufmerksamkeit, welche von innen, aus der Seele kommt. Empfindung ist weder ohne Reiz noch ohne Aufmerksamkeit. Fehlt diese ganz, so ist der Reiz nur eine Bewegung“ u. s. w.

[11]) z. B. H. Lotze: „Medicinische Psychologie“. Leipzig 1852, S. 180.

[12]) v. Helmholtz: „Handbuch der physiologischen Optik.“ Leipzig 1867. S. 434, 699.

macht auf die Schwierigkeit aufmerksam, mit der wir die binokularen Doppelbilder wahrnehmen, wenn sie als Bilder ein und desselben Gegenstandes aufgefafst werden können, so dafs selbst der Schielende trotz der falschen Stellung seiner Augen einfach sieht.

In Bezug auf das Gehör wollen wir noch die Bemerkung nicht unterlassen, dafs bei den musikalischen Instrumenten eigentlich nicht von Tönen, sondern im allgemeinen nur von Klängen gesprochen werden darf, indem aufser dem stärkeren Grundtone in der Regel noch bestimmte harmonische Obertöne desselben mitwirken, was jedem Instrumente seine besondere „Klangfarbe“ giebt. Die Gesamtempfindung nämlich, welche eine periodische Lufterschütterung im Ohr hervorbringt, heifst nach v. Helmholtz[13]) Klang. Im Klange ist eine Reihe verschiedenartiger Töne, Teil- oder Partialtöne genannt, enthalten. Der erste dieser Teiltöne ist der Grundton des Klanges, die übrigen sind seine harmonischen Obertöne. „Wirklich auf einen Ton reduciert sich der Klang einer Tonquelle nur in sehr wenigen Fällen, z. B. bei den Stimmgabeln, deren Ton durch eine Resonanzröhre an die Luft übertragen wird, und aufserdem ist der Klang weiter, gedackter und schwach angeblasener Orgelpfeifen fast frei von Obertönen und nur von Luftgeräusch begleitet.“

Auch beim Geruchssinne darf man meist nicht von „einfachen“ Empfindungen sprechen, da wir ja denselben Geruch in der Regel mit den beiden Nasenhöhlen riechen.

Ähnliches gilt von Tastempfindungen[14]). „Einen Stift, den wir in der Hand halten, fühlen wir mit zwei Fingern, also durch zwei Gruppen getrennter Nervenfasern,“ und „die Tastempfindung des Nassen ist zusammengesetzt aus der der Kälte und des leichten Gleitens über die Oberfläche. Wenn wir deshalb unvermutet ein kaltes glattes Metallstück berühren, glauben wir oft etwas Nasses berührt zu haben.“

Reiz und Empfindung stehen übrigens, wie zuerst Ernst Heinrich Weber zeigte, in bestimmter Beziehung zu einander, deren mathematischer Ausdruck — von Fechner das Webersche

[13]) v. Helmholtz: „Die Lehre von den Tonempfindungen.“ IV. Ausgabe. Braunschweig 1877, S. 37. 97.

[14]) v. Helmholtz: „Handbuch der physiologischen Optik.“ Leipzig 1867, S. 434. 698.

Gesetz oder die psychophysische Fundamentalformel genannt[15]) — folgender ist:

$$d\gamma = K \cdot \frac{d\beta}{\beta},$$

wo γ eine Empfindungsgröfse, β die Reizgröfse, von der γ abhängt, K eine von β und γ unabhängige Konstante und d das Differentialzeichen bedeutet. In Worten lautet jenes Gesetz: „Die Stärke des Reizes mufs in einem geometrischen Verhältnisse ansteigen, wenn die Stärke der Empfindung in einem arithmetischen zunimmt.“ Integriert man obige Gleichung, so folgt:

$$\gamma = K \cdot (l\beta - lb),$$

wo b der Schwellenwert des Reizes, bei dessen Übersteigen die Empfindung erst merklich zu werden beginnt, und l das Zeichen des natürlichen Logarithmus ist.

Zu bemerken ist noch, dafs wir einen Reiz zunächst nach seinem Verhältnis zu anderen Reizen, die gleichzeitig einwirken, empfinden, dann aber auch nach seinem Verhältnis zu anderen Reizen, welche früher einwirkten, wie die Kontrasterscheinungen bei Lichtempfindungen beweisen[16]). Die Empfindung ist also ein Vergleichungsschlufs, indem wir in ihr im allgemeinen nur ein relatives, kein absolutes Mafs der äufseren Eindrücke besitzen. Die relativ gröfste Helligkeit erreicht eine Gesichtsempfindung dann, wenn sie im Verhältnis zum absoluten Dunkel bestimmt wird.

Ferner wollen wir nicht unerwähnt lassen, dafs der Netzhaut- und der Tastempfindung eine lokale Färbung anhaftet, welche die Lokalisation unterstützen hilft. Die einer jeden Haut- bezw. Netzhautstelle in einem gewissen Umkreise — dem nach E. H. Weber so genannten „Empfindungskreis“ oder besser „Empfindungsoval“, da die Gestalt dieser Bezirke meist längsoval ist — zukommende lokale Färbung nennen wir mit Lotze das „Lokalzeichen“ derselben[17]). Lotze[18]) bezeichnet das Lokalzeichen als

---

[15]) Th. Fechner: „Elemente der Psychophysik.“ 2. Auflage. Leipzig 1889. Teil II. Seite 10 und 13.

[16]) W. Wundt: „Grundzüge der physiologischen Psychologie.“ III. Aufl. Leipzig 1887. Bd. I. S. 498.

[17]) Vergl. W. Wundt: „Grundzüge der physiologischen Psychologie.“ III. Aufl. Leipzig 1887. Bd. II. S. 30. 190.

[18]) H. Lotze: „Medicinische Psychologie.“ Leipzig 1852. S. 331.

einen physischen Nervenprozefs, der sich konstant für jede Stelle des Nervensystems mit jenem veränderlichen Nervenprozefs associiert, welcher an derselben Stelle dem qualitativen Inhalt der wechselnden Empfindungen zu Grunde liegt.

Soviel von den Sinnesempfindungen.

Unter Vorstellung ferner, welche stets in der Verbindung einer Mehrheit von Sinnesempfindungen besteht, verstehen wir im allgemeinen mit Wundt[19]) das in unserem Bewufstsein erzeugte Bild eines Gegenstandes, mag nun derselbe wirklich oder gedacht sein. Im ersteren Falle spricht man von „Anschauung", sobald man besonders an die dabei stattfindende Bewufstseinsthätigkeit denkt, von „Wahrnehmung", insofern man die Auffassung des Gegenstandes nach seiner wirklichen Beschaffenheit im Auge hat; im letzteren Falle hingegen spricht man von „Einbildungs-Vorstellung."

Bei jeder Einbildungs-Vorstellung von Sinnesgegenständen findet übrigens nach Domrich[20]) ein Mitschwingen („Mithallucinieren") der centralen Empfindungsnerven statt. Nicht blofs ertappt man nach dem genannten Psychologen beim Erwachen aus dem Traume die Traumbilder in den Sinnesorganen, sondern man kann bei gehöriger Übung sogar im wachen Zustande die Erinnerungsbilder im Sinnesorgane finden, z. B. das Bild einer Landschaft, deren man sich erinnert, in schwachen, grauen Umrissen vor dem Auge vorüberschweben sehen.

§ 3. Sonderung.

Denken wir uns, es zeige uns jemand einen vorher noch nie gesehenen Gegenstand, welcher uns aufs lebhafteste interessiert. Wir betrachten denselben aufmerksam, indem wir seine Teile gleichzeitig auf uns zusammenwirken lassen und dann durch eine Augenbewegung das erst undeutlich erfafste Bild des Gegenstandes im einzelnen deutlicher fassen[21]). Auf diese „Perception"

[19]) W. Wundt: „Grundzüge der physiologischen Psychologie." III. Aufl. Leipzig 1887. Bd. II. S. 1.

[20]) Domrich: „Die psychischen Zustände" u. s. w. Jena 1849. S. 104.

[21]) Vergl. Th. Fechner („Über die physikalische und philosophische Atomenlehre." Leipzig 1855. S. 145): „Wir empfangen den Gesichtseindruck von Figuren (z. B. eines n-ecks), die auf einmal in das Auge fallen, überhaupt nicht sowohl durch successiven Verfolg derselben, als durch ein gleichzeitiges Zu-

durch den Gesichtssinn oder den Eintritt der Vorstellung in das innere Blickfeld folgt ihre Einreihung in den psychischen Organismus, ihre Verarbeitung, ihre innere Selbstaneignung, die s. g. „Apperception“ oder der Eintritt derselben in den inneren Blickpunkt oder vielmehr in das innere Blickfeld von sehr kleiner, aber etwas veränderlicher Ausdehnung, d. h. in denjenigen Teil des Bewufstseins, dem sich die innere Seelenthätigkeit, die „Aufmerksamheit,“ zuwendet.[22]) Nach H. Siebeck[23]) ist die Apperception derjenige psychische Vorgang, der das Organ für die gesamte Entwickelung und Ausbildung des Seelenlebens ist. Ähnlich sagt Resl[24]): „Die Apperception bewährt sich als mafsgebend für die meisten Funktionen des höheren Seelenlebens.“ Auch Lazarus[25]) betont die grofse Bedeutung der Apperception. „Nicht blofs wie die Dinge zusammengesetzt, wie sie als Teile zu Ganzen verbunden, sondern auch aus welcher Kraft und mit welchem Erfolg, aus welcher Absicht und zu welchem Ziele sie mit einander verbunden sind, erfassen wir in fortschreitenden Apperceptionen,“ und „die universale Ausbreitung der Apperceptionsfähigkeit ist Aufgabe der allgemeinen Bildung.“ Herbart versteht unter Apperception die mechanische Verschmelzung einer Vorstellungsmasse mit einer anderen; er übersieht dabei vollständig die spontane Thätigkeit des Vorstellenden; das ist zugleich der Grundirrtum seiner Psychologie[26]).

sammenwirken ihrer Teile; denn sonst würde das Auge oder die Einbildungskraft bei Darbietung von beispielweise 3 oder 4 Punkten sicher die scharfe Wendung an den Ecken scheuen und lieber in sanftem, krummem Wege durch die Punkte gehen. Die Bewegung der Augen ist nur dazu nötig, eine erst im ganzen undeutlich erfafste Figur dann im einzelnen deutlicher zu fassen. Liefse sich doch auch mit blofser successiver Verfolgung der Punkte des Gesichtsfeldes bei noch so raschen hin- und hergehenden Bewegungen des Auges höchstens der Eindruck einer sehr geschlängelten Linie, nicht einer Fläche, erhalten. Ungeachtet daher dem Auge sicher auch die successive Auffassung einer Figur zu Gebote steht, geschieht doch die erste Auffassung ebenso sicher simultan. Und was für die direkte Sinnesauffassung gilt, gilt für die Vorstellung oder Einbildung, die es ihr nachthut.“

[22]) Vergl. W. Wundt: „Grundzüge der ph. Ps.“ Bd. II. S. 236.

[23]) H. Siebeck: „Das Wesen der ästhetischen Anschauung.“ Berlin 1875. S. 31.

[24]) „Zeitschrift für exakte Philosophie“ etc., begründet von Allihn und Ziller, herausg. von O. Flügel. Bd. XX, Heft 1, 1893.

[25]) Lazarus: „Das Leben in der Seele“ etc. III. Aufl. Berl. 1885. Bd. II. S. 261.

[26]) W. Wundt: „Grundzüge der ph. Ps.“ Bd. II. S. 392.

Wir fahren nunmehr nach diesem Exkurs über den Begriff der Apperception in unserer früheren Betrachtung fort.

Nachdem wir den Gegenstand appercipiert haben, erhalten wir von ihm eine bestimmte Anschauung. Später nach dem Aussehen desselben gefragt, werden wir die Vorstellung davon in das Bewufstsein zurückrufen („reproducieren“) und eine ziemlich genaue Beschreibung desselben geben können. Wodurch ist solche Reproduktion der Vorstellungen bedingt? Was ist nach vollzogener Betrachtung des Gegenstandes im Innern der Seele vorgegangen? Ist die Vorstellung von jenem Gegenstande durch andere, die in das Bewufstsein eintraten, zu einer unbewufsten geworden? Nein! Denn es ergäbe sich dann der Begriff einer unbewufsten Vorstellung, dem eigentlich sein Inhalt fehlt, einer Vorstellung, welche nicht vorgestellt wird[27]). Mithin ist von ihr nur eine „Spur“, ein „Rest“, „Residuum“[28]), eine „Disposition“ (nach Beneke[29]) „Angelegtheit“), wieder in das Bewufstsein zu treten, zurückgeblieben. Diese Reste oder Spuren entschwundener Empfindungen, die wir der Seele zuerkennen, geben sich lediglich in ihren Wirkungen zu erkennen, während uns ihr eigenes Wesen ebenso unbekannt bleibt, wie die Art und Weise ihres Wirkens[30]). Aber eine physische Änderung in der Organisation tritt jedenfalls ein und ist der Vererbung fähig. „Erfahrungsgemäfs hinterläfst überhaupt alle bewufste Thätigkeit beim Erlöschen (Herabsinken unter die psychophysische Schwelle) Rückstände, Einrichtungen in der Organisation, welche nicht nur die Wiederholung

[27]) So denken Forscher, wie Wundt und Brentano („Psychologie vom empirischen Standpunkte.“ Leipzig 1874. Bd. I. S. 134) über diese schwierige Frage. Paulsen („Einleitung in die Philosophie.“ Berlin 1892. S. 128) scheint uns recht zu haben, wenn er sagt: „Vielleicht ist das die angemessenste Form, sich die Dinge zurecht zu legen, das Unbewufste ist nicht ein absolut Nichtbewufstes, sondern nur ein minder Bewufstes, ein vielleicht bis zur völligen Unmerklichkeit herabgesetztes Bewufstes“ oder „Unterbewufstes, d. h. unter der Schwelle des Bewufstseins befindlich.“ (S. 146.) Vergl. auch P. Radestock: „Schlaf und Traum.“ Leipzig 1879.

[28]) Th. Waitz: „Grundlegung der Psychologie.“ Hamburg und Gotha. 1846. S. 57.

[29]) Beneke: „Die neue Psychologie.“ Berlin 1845. S. 108; „Psychologische Skizzen.“ Berlin 1827. Bd. II. S. 48; Drefsler: „Beneke oder die Seelenlehre als Naturwissenschaft.“ Bautzen 1840. Bd. I. S. 48.

[30]) Th. Lipps: „Grundthatsachen des Seelenlebens.“ Bonn 1883. S. 21.

derselben bewufsten Thätigkeit in demselben Individuum erleichtern, sondern auch bis zu gewissen Grenzen der Vererbung fähig sind.“ Daher stammt auch die zweckmäfsige Einrichtung des menschlichen Embryo, wie überhaupt der ganzen Welt der Organismen[31]). Auch W. Wundt[32]) nimmt physische Veränderungen an, welche bei der Bildung einer der psychischen entsprechenden physischen Spur im Nervensystem stattfinden, und schildert sie als mehr oder weniger bleibende Molekularumlagerungen; der allgemeine Ausdruck „physische Disposition“ setzt gegenüber der Annahme zurückbleibender materieller „Abdrücke“ eine zunächst dauernde, aber bei mangelnder Fortübung allmählich wieder schwindende Nachwirkung voraus, welche nicht in der Fortdauer der Funktion selbst besteht, sondern in der „Erleichterung ihres Wiedereintritts.“ Der Unterschied zwischen physischen und psychischen Dispositionen ist nur der, dafs wir auf dem physischen Gebiete die Hoffnung haben können, die Natur der Dispositionen näher kennen zu lernen, nie aber — dies betonte ja auch bereits Lipps — auf dem psychischen Gebiete, „da die Grenzen des Bewufstseins zugleich die der inneren Erfahrung sind, nicht die der äufseren, wie E. Du Bois-Reymond[33]) und H. Siebeck[34]) annehmen.“ C. v. Nägeli[35]) stellt sich den mit dem psychischen verbundenen physischen Vorgang der Spurenbildung folgendermafsen vor. Die die Empfindung vermittelnde Nervensubstanz des Gehirns (das Sensorium) besteht, wie alle organisierten Substanzen, aus „Micellen“ (krystallinischen Molekülvereinigungen), die von Wasser umgeben sind. Die Micelle sind ungeordnet und können sich ziemlich nach allen Richtungen um ihren Mittelpunkt drehen. Eine Empfindung, die zum Sensorium geleitet wird, durchsetzt dieses auf irgend einem, durch eine oder mehrere benachbarte Micellenreihen gebildeten Wege. Die Micelle schwingen dann um

---

[31]) Th. Fechner: „Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen.“ Leipzig 1873. S. 102.

[32]) W. Wundt: „Grundzüge der ph. Ps.“ Bd. II. S. 234.

[33]) E. Du Bois-Reymond: „Über die Grenzen des Naturerkennens.“ Leipzig 1872. S. 16.

[34]) H. Siebeck: „Über das Bewufstsein als Schranke des Naturerkennens.“ Basel 1878.

[35]) C. v. Nägeli: „Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis.“ Vortrag. München 1877. Anm. 8.

ihre Gleichgewichtslage und ordnen sich in bestimmter Weise. Infolge von Wasseraustritt werden hierauf die Micelle fester zusammengefügt, und es wird so eine Vorstellungsbahn gebildet. Je stärker nun der Eindruck ist, den die Empfindung gemacht hat, um so deutlicher ist auch die hinterlassene Vorstellungsspur. Jede neue Empfindung macht sich im Sensorium eine neue Vorstellungsbahn; eine ganz gleiche Empfindung aber schlägt den Weg ihrer Vorgängerin ein und macht die Bahn fester und haltbarer.

Dafs aber die psychischen Gebilde gleichwohl an die Nervensubstanz nicht gebunden sind, wie die Materialisten annehmen, erkennt man daraus, dafs, wenn dies richtig wäre, wegen des immerwährenden Stoffwechsels der Nervensubstanz auch eine fortwährende Zersetzung und Vernichtung der psychischen Gebilde stattfinden müfste, was aber nicht der Fall ist. Nicht genugsam kann hervorgehoben werden, dafs Bewegungen als Ursachen immer nur wieder Bewegungen als Wirkungen nach sich ziehen können. Joh. Volkelt sagt mit Recht[36]): „Wäre es auch gelungen, die Veränderungen in Nerven und Gehirn, die dem Empfinden von Farben, Tönen u. s. w. entsprechen, mit vollständiger Genauigkeit zu ermitteln, so würden doch in dieser kausalen Verkettung nirgends Farben, Töne u. s. w. als Glieder vorkommen.“ „Die Hauptsache ist, dafs der Gegensatz von Bewufstsein und Bewegung in ungeschmälerter Schärfe aufrecht erhalten bleiben mufs, und daher eine kausale Kette von lauter räumlichen Bewegungen nie als Erklärung von Bewufstseinserscheinungen ausgegeben werden darf.“ Materielle Ursachen haben immer nur materielle Wirkungen. Daher ist, wie H. Höffding[37]) richtig bemerkt, ein „psychophysischer Materialismus“ eine contradictio in adjecto; „der Materialismus mufs physisch sein oder er mufs nicht sein.“ Die Materialisten werden übrigens vornehmlich noch durch den Satz widerlegt, dafs die Gestalt und die Beweglichkeit des Körpers ein Symbol des Geistes ist, und unsere Erkenntnis

[36]) Joh. Volkelt: „Psychologische Streitfragen“ III. „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik,“ herausg. von J. H. Fichte u. H. Ulrici, red. v. R. Falckenberg. Lpz. 1893. Bd. 102. Heft 1, S. 64.

[37]) H. Höffding in seiner Recension von H. Münsterberg's Schrift: „Die Willenshandlung“ etc. Freiburg 1888. Zeitschrift für Philosophie etc. Lpz. 1893. Bd. 102. Heft 1, S. 131.

von geistigen Thätigkeiten aufser uns auf einer symbolischen Auffassung von körperlichen Erscheinungen, welche wir wahrnehmen, beruht. „Die Nerven können wir nicht als Empfindungsorgane, das Gehirn nicht als Denkorgan bestimmen, wenn wir nicht schon vorher geistige Thätigkeiten in uns durch innere Wahrnehmung, aufser uns aber durch symbolische Auffassung körperlicher Erscheinungen erkannt haben“[38]).

Der vielgeschmähte Psychologe Beneke[39]), dem aber doch das Verdienst, die komplizierten psychischen Erscheinungen auf ihre Grundprozesse zurückzuführen versucht zu haben, nicht streitig gemacht werden kann, denkt sich das Unbewufstwerden der psychischen Gebilde so: Die Seelenkräfte, die von Beneke so genannten „Urvermögen“, „eignen“ eine gewisse Menge von „Reizelementen“ fest „an,“ wodurch „bleibende“ Gebilde zu stande kommen; eine gewisse Menge von Reizelementen aber, welche nicht fest angeeignet werden, „entschwindet“, indem dieselben auf andere, nicht gereizte Seelenelemente übergehen, sich an diese „ausgleichen“. Dies „teilweise“ eintretende „Entschwinden“ des Reizes ist nach Beneke die Ursache, dafs die Seelenthätigkeiten zu unbewufsten psychischen Gebilden, „Spuren“, „Angelegtheiten“, werden, und dafs die letzteren bei der Reproduktion nicht mehr die ursprüngliche Frische haben.

Gegen diese Ansicht Benekes läfst sich mancherlei einwenden; zunächst, dafs der Begriff des Reizes, der doch lediglich der äufseren Erfahrung entnommen ist, zu einem psychischen Gebilde gestempelt wird[40]); ferner dafs der Reiz willkürlich aus „Reizelementen“ zusammengesetzt gedacht wird. Aufserdem ist nicht einzusehen, weshalb die Urvermögen ihre Reizelemente nicht

[38]) Fr. Harms: „Metaphysik,“ herausg. von H. Wiese. Breslau 1885. S. 31.

[39]) Vergl. Überweg: „Geschichte der Philosophie.“ Berlin. 7. Aufl. 1886—88. Bd. III. S. 294. Übrigens erkennt auch A. Weber in seiner sonst sehr herben „Kritik der Psychologie von Beneke,“ Weimar 1872, S. 52, sein Verdienst an. Vogt („Zeitschrift für exakte Philosophie“, Bd. III. S. 447) meint, Beneke habe von seinem ganzen Thun nur ein ganz geringes Bewufstsein. Vergl. Herbart, Bd. XII. S. 637 und Zeller: „Geschichte der deutschen Philosophie“ etc. München 1875. S. 702.

[40]) W. Wundt: „Grundzüge der ph. Ps.“ Bd. II. S. 393. Der Grundfehler Beneke's ist überhaupt „sein ausschliefslicher Empirismus, darum auch sein Übersehen jedes vorempirischen Faktors.“ (J. H. Witte: „Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge.“ Halle a. S. 1888. S. 279.)

festhalten, sondern zum Teil abfliefsen lassen. Endlich ist zu bemerken, dafs die Spuren nicht völlig „unbewufste", sondern, wie schon oben bemerkt wurde, nach Paulsen, dem wir uns anschliefsen, „unterbewufste" psychische Gebilde sind.

Entwickeln wir jetzt unsere eigene Ansicht über den Vorgang der Spurenbildung. Die Spur ist nicht, wie Beneke meint, mechanisch entstanden, sondern nach unserem Dafürhalten erst eigens gebildet worden, „gleichwie, wenn ein Körper nicht mehr von gewissen Lichtstrahlen getroffen wird, auf ihm überhaupt kein Bild zurückbleibt, sofern nicht, wie beim Photographieren, gewisse Eindrücke oder Spuren eigens erzeugt worden sind"[41]). Der hauptsächlichste Unterschied indes zwischen einem chemischen und psychischen Prozesse ist der, dafs die Veränderungen in der chemischen Platte durch eine fremde Einwirkung (die der Sonnenstrahlen) hervorgerufen wurden, während in der Seele einzig und allein diese thätig ist. Unsere Meinung geht nun dahin, dafs, wie die Sonnenstrahlen während ihres Einwirkens auf die Platte eine Umwandlung der chemischen Stoffe erzeugen, welche uns nachher als Bild erscheint, ebenso die Seele schon während der Betrachtung des Gegenstandes eine psychische Spur bildet, welche, wenn die Vorstellung ihre Erregtheit verliert, d. h. wenn die Seele sich einem andern Gegenstande zuwendet, unter die Schwelle des Bewufstseins herabsinkt und nun „unterbewusst" in der Seele fortexistiert. Mit der Bildung einer Vorstellung ist mithin stets gleichzeitig die Bildung einer psychischen — und nach dem Obigen auch die einer physischen — Spur verbunden.

Nun ist zu betonen, dafs man in der Natur niemals eine einzelne Wahrnehmung allein machen kann; die Wahrnehmung eines Baumes z. B. ist immer ein Teil einer Wahrnehmung des Baumes mit dem Boden, in welchem er wurzelt, mit der Luft, in welche er hineinragt, mit dem Hintergrunde, vor welchem er steht[42]). Das Kind sieht Personen und Tiere kommen und gehen, Tische und Stühle werden hin und her gerückt; viele Dinge sind wiederum selber in einzelne Teile zerlegbar. „So zerreifst also

[41]) Fr. Überweg: „Grundrifs der Geschichte der Philosophie," herausg. von M. Heinze. 7 Aufl. Berlin 1888. Teil III. S. 410.

[42]) H. Steinthal: „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft." Berlin 1881. S. 119. 317.

die Einheit des durch die Empfindung Wahrgenommenen in so viele Stücke, als die Wirklichkeit selbst sich auflöst.“

Die Seele hat demnach hier eine Trennung des Einzelnen von der Umgebung vorgenommen, sie hat eine isolierte Vorstellung gebildet. Der erste Grundvorgang mithin, den wir aufstellen müssen, ist der der Isolierung oder Sonderung.

§ 4. Verschmelzung.

Denken wir uns, wir sehen den uns noch lebhaft interessierenden Gegenstand, von welchem wir oben sprachen, nach einiger Zeit wieder. Was wird geschehen? Wir werden eine neue, vielleicht in manchen Stücken genauere Auffassung des Gegenstandes gewinnen, welche eine zweite Spur zurücklässt, und diese wird von der Seele mit der früheren gleichartigen, jetzt wieder in das Bewufstsein zurückgerufenen Spur „verschmolzen“ werden, so dafs wir von dem betreffenden Gegenstande nunmehr eine klarere Vorstellung als ehedem besitzen. Haben wir den Gegenstand dreimal betrachtet, so wird die Vorstellung davon noch klarer werden, denn die Seele hat eine dritte Spur zu den beiden ersten hinzugefügt. Dies geht so fort, so dafs sich allgemein als psychisches Gesetz ergiebt: A + A + A + u. s. w. ist gleich einem potenzierten A oder, wie Steinthal[43]) schreibt: A + A + A + u. s. w. = A^n, wo A einen bestimmten Wahrnehmungsinhalt und n die Anzahl der Wahrnehmungen bedeutet.

Übrigens verschmelzen die Spuren nicht von selbst mit einander, wie Herbart, noch findet gegenseitige Anziehung des Gleichartigen statt, wie Beneke[44]) annimmt, sondern, wie Ul-

[43]) Steinthal a. a. O. S. 129. „Jedes Glied der Erfahrungskette tritt gar nicht blofs mit seinem eigenen isolierten Inhalte in den Prozefs ein, sondern jedes Glied derselben veranlafst weitere Seelenbewegungen, welche dem Gesamtresultate verstärkend zu gute kommen, so dafs man als letzteres nicht n A, worin zu wenig läge, sondern A^n schreiben darf.“ Vergl. G. Glogau: „Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes.“ Breslau 1880. S. 197. „Steinthals psychologische Formeln.“ Berlin 1876. S. 3.

[44]) E. Beneke: „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft.“ 4. Aufl. bearb. v. J. G. Drefsler. Berlin 1877. S. 26. — J. G. Drefsler: „Beneke“ u. s. w. Bd. I. S. 66. Vergl. G. Raue: „Beneke's neue Seelenlehre,“ umgearb. v. Drefsler. 5. Aufl. Leipzig und Mainz 1876. S. 19.

rici[45]) gegen beide Philosophen bemerkt, die Verschmelzung wird durch Seelenthätigkeit bewirkt.

Durch diesen Grundvorgang kommen die sogenannten „festen“ Vorstellungen zu stande, d. h. solche, die mit immer neuen Wahrnehmungen verschmolzen und nun gleichsam fest geworden sind.

Mit dem von Herbart[46]) herrührenden Ausdrucke „Verschmelzung des Gleichartigen“ ist von selbst, wie Fortlage[47]) hinzufügt, die des „Ähnlichen“ mitverstanden. Denn das Ähnliche, aus gleichen und ungleichen Bestandteilen zusammengesetzt, nimmt jedesmal soweit an der Verschmelzung teil, als es gleiche Bestandteile enthält. Die so nur teilweise eintretende Verschmelzung kann man mit Steinthal[48]) „Verflechtung“ nennen. Die letztere kommt im Seelenleben sehr oft vor, da es kaum zwei ganz gleiche Dinge auf Erden giebt, und besonders die lebenden Wesen immerwährenden, wenn auch noch so geringen Veränderungen unterworfen sind.

§ 5. Verknüpfung.

Ist der uns interessierende Gegenstand aus den verschiedenartigsten Teilen zusammengesetzt, z. B. eine Maschine mit vielen Rädern, Hebeln, Schrauben u. dergl., so hat unsere Seele bereits bei der ersten Auffassung Verschiedenes, Ungleichartiges zu einer einzigen Vorstellung „verknüpft“. Unter „Verknüpfung“ ist hier das verstanden, was man gewöhnlich mit „Association“ bezeichnet.

Huxley[49]) sagt hierüber: „Es kann als eine Regel aufgestellt werden, dafs, wenn zwei geistige Zustände häufig und lebhaft zusammen oder hintereinander hervorgerufen werden, die spätere Hervorbringung des einen genügt, um den andern hervorzurufen;

[45]) H. Ulrici: „Leib und Seele. Grundzüge einer Psychologie des Menschen.“ Leipzig 1866. S. 508.

[46]) J. Fr. Herbart: „Psychologie als Wissenschaft“ u. s. w. Königsberg 1824. Bd. I. § 67.

[47]) C. Fortlage: „Vier psychologische Vorträge.“ Jena 1874. Nr. 2. S. 45.

[48]) Steinthal a. a. O. S. 147.

[49]) Huxley: „Grundzüge der Physiologie in allgemein verständlichen Vorlesungen,“ herausg. v. Rosenthal. 2. Aufl. Leizig 1881. S. 314.

und zwar geschieht dies, ob wir es wünschen oder nicht," also nolentes volentes.

Die (§ 4) erwähnte „Verschmelzung des Ähnlichen" oder „Verflechtung" bildet den Übergang von der „Verschmelzung des Gleichartigen" zur „Verknüpfung des Ungleichartigen."

Es werden häufig folgende Associationsgesetze aufgestellt: das der „Gleichzeitigkeit", der „Aufeinanderfolge", des „Kontrastes", des „räumlich Verbundenen", des „Verhältnisses zwischen Ding und Eigenschaft", sowie „des ursächlichen Zusammenhanges". Alles, was wir z. B. einst gleichzeitig oder unmittelbar hinter einander mit den Sinnen wahrgenommen haben, tritt uns auch später meistenteils wieder zusammen bezw. in derselben Aufeinanderfolge in das Bewufstsein ein; weisse Farbe erinnert uns oft an die damit im Kontrast stehende schwarze; der Gedanke an das Elternhaus an die Strafse, in welcher dasselbe liegt, überhaupt an die räumliche Umgebung; denken wir an eine Kugel, so wird damit meist zugleich die Allgemeinvorstellung des Runden geweckt, denken wir an Feuer, so auch oft an Wärme. Beim Rechnen spielt die Association eine gewichtige Rolle. Wenn ich z. B. „7mal 9 ist 63" denke[50]), so ist dies keine Rechenoperation mehr, wie sie ein Kind ausführt, sondern ein Auftauchen associierter Worte; denn ich habe früher, als ich unterrichtet wurde, die Association der Worte „siebenmal neun ist dreiundsechzig" so oft eingeführt, dafs nunmehr, so oft in mir „7mal 9" wachgerufen wird, die Worte „ist dreiundsechzig" auftauchen, und daran geknüpft das sich mehr und mehr verdunkelnde Ziffernbild 63.

Alle diese Associationsgesetze finden ihre Erklärung im Grundvorgange der „Verknüpfung" des Ungleichartigen durch völlig oder nur teilweise gleichzeitige Erregung der psychischen Gebilde. Was die Verknüpfung des „gleichzeitig" Wahrgenommenen anbetrifft, so beruht sie geradezu auf Zugleicherregtheit. Indes bei der Verknüpfung des „unmittelbar nach einander" Vorgestellten ist Gleichzeitigkeit der Erregung nur in den Übergängen von einer Vorstellung zur anderen vorhanden. Dieselben werden durch besondere Seelenthätigkeit hergestellt; mit anderen

[50]) S. Stricker: „Studien über die Association der Vorstellungen." Wien 1883. S. 78.

Worten: die Seele bildet — bei gehörigem Interesse — nach unserer Auffassung schon während des Übergehens von einer Erregung zur anderen eine, natürlich psychische, Verknüpfungsspur, welche als solche bestehen bleibt. Je öfter nun zwei Vorstellungen nach einander in das Bewufstsein zurückgerufen wurden, desto stärker ist auch das Band ihrer Verknüpfung geworden, d. h. desto mehr Verknüpfungsspuren sind gebildet und mit einander gewissermafsen zu einem starken Bande vereint, desto gröfser ist die Disposition der Seele geworden, die folgende Vorstellung zu wecken[51]). Das Interesse der verschiedenen Menschen — das ist wohl zu merken — spielt wie bei allen psychischen Vorgängen, so auch bei diesem eine entscheidende Rolle. War das Interesse während des Vorstellens nicht lebhaft, die auf einander folgenden Erregungen also nur flüchtig, so wird auch von der Seele so gut wie gar keine Verknüpfung hergestellt sein. Je öfter ferner die Vorstellungen nach einander reproduziert wurden, eine desto innigere Verknüpfung wird auch von der Seele bewirkt sein, so dafs man Steinthals Formel für die Verschmelzung in folgende für die Verknüpfung geltende erweitern könnte: $(A+B+C+D+..)+(A+B+C+D+..)+(A+B+C+D+..)+\ldots\ldots=(A+B+C+D+..)^n$, wo A, B, C, D u. s. w. die Einzelvorstellungen bedeuten und n angeben soll, wie oft die Reproduktion stattfand. Allgemein wird man sagen können: „Die Erregung wird von einem bewufsten Seelengebilde aus stets auf dasjenige fortschreiten, welches augenblicklich mit jenem am innigsten verknüpft ist, mag es von ihm noch so verschieden sein[52]). Auf die Gewohnheit wird demnach bei diesem Grundvorgang der Verknüpfung viel ankommen; wo aber die Gewöhnung gleich stark ist, wird die Richtung des Denkens für den augenblicklichen Erfolg entscheidend sein[53]). Daher können selbst im schärfsten Kontraste stehende Vorstellungen vermittelst

[51]) Bain: „The Senses and the Intellect.“ 2 ed. 1864. S. 332: „Handlungen, Empfindungen und Gefühlszustände, welche zusammen oder in dichter Aufeinanderfolge vorkommen, streben zu verwachsen oder zusammenzuhängen und zwar in einer solchen Weise, dafs, wenn irgend eine von ihnen später der Seele dargeboten wird, die anderen in der Idee hervorgerufen zu werden geneigt sind.

[52]) Beneke: „Psychologische Skizzen“. Göttingen 1825. Bd. I. S. 385. Drefsler a. a. O. Bd. II, S. 172.

[53]) Steinthal a. a. O. S. 163.

der psychischen Verknüpfungsspur einander in das Bewufstsein rufen.

Wie durch den elementaren Prozefs der Verschmelzung des Gleichartigen die „festen“ Vorstellungen, so werden durch den der Verknüpfung des Ungleichartigen die Verbindungen unter den festen Vorstellungen gebildet; durch beide Vorgänge mithin alles das, was Lazarus[54]) mit dem Ausdrucke „Verdichtung“ zusammenfafst.

Die s. g. Assoziationspsychologen machen meist den Fehler, dafs sie das Mechanische an der Sache zu sehr betonen und darüber die Selbstthätigkeit der Seele ganz und gar vernachlässigen oder doch allzuwenig berücksichtigen. Schon auf dem Gebiete der Empfindung ist das Bewufstsein mehr als ein blofs passives Echo eines Reizeindruckes; es findet bereits hier eine selbständige Verarbeitung des Reizeindruckes statt; wir haben hier bereits einen Faktor ursprünglicher Bewufstseinsaktivität, der sich aus den Empfindungen als blofs vorübergehenden Phänomenen nicht erklärt. „Die Empfindungen sind nicht Schöpfungen aus dem Nichts, sondern aus dem Boden vorempirischen Bewufstseins“[55]). Die Empfindung ist somit nur die zeitlich erste Grundlage von Erfahrungen als von den durch Reizeindrücke mit bedingten psychischen Phänomenen; sie wirkt dann ihrerseits als neuer Reiz auf die ganze Natur der Seele und deren ursprüngliche Aktivität ein und veranlafst in der Seele eine früher nicht in Anspruch genommene Fähigkeit zur Rückwirkung, nämlich zur Erzeugung einer Wahrnehmung, Vorstellung, eines Denkaktes u. s. w.

Ferner ist nicht unbeachtet zu lassen, dafs bei jeder Assoziation ein apriorischer Faktor, nämlich die Zeit, sich verbirgt, welcher für jede einzelne Erfahrung schon vorausgesetzt wird. „Die Zeit, als konstantes Element der inneren Anschauung, ist eine That des apriorischen Geistes,“ wie überhaupt alle psychischen Neuschöpfungen und alle apriorischen Bewufstseinsinhalte Ergebnisse apriorischer Funktionen sind. Diese seelische Aktivität, welche aus dem Quell vorempirischen Bewufstseins stammt,

---

[54]) Lazarus: „Das Leben der Seele“ etc. 3. Aufl. Berlin 1885. Bd. II, S. 229.

[55]) J. H. Witte: „Das Wesen der Seele“ etc. Halle a. S. 1888. S. 120, 137, 141, 144.

ist aller Assoziation gegenüber eine innerlichste Selbstaneignung oder Apperzeption.

B. Gefühl.

§ 6. Definition.

Ehe wir zu den Grundvorgängen im Fühlen übergehen, haben wir wiederum nach dem Obigen (§ 1) eine Auseinandersetzung über das Wesen und die Elemente der Gefühle vorauszuschicken.

Gefühle kann man ganz allgemein definieren als bewufste Seelenzustände der Lust und der Unlust, des Wohlbehagens und des Mifsbehagens. So auch bezeichnet L. Dumont[56]) das Gefühlsvermögen als die Fähigkeit, Lust oder Unlust zu empfinden. Die scharfe Scheidung indessen zwischen Lust und Unlust, welch letztere übrigens durchaus nicht ein negativer, sondern ein positiver Seelenzustand ist, wird durch Übergänge vermittelt; derartige Gefühle könnte man neutrale[57]) oder nach Kant[58]) adiaphora nennen, z. B. Rechtsgefühl, Ernst. Auch die so genannten „gemischten" Gefühle passen nicht unter die Gattungen Lust und Unlust[59]).

Während die Empfindungen objektiven Wert haben, d. h. uns von den Objekten Kunde geben, sind die Gefühle ganz und gar subjektiv, d. h. sie sagen uns von den Objekten gar nichts und geben uns nur von unseren eigenen Zuständen Kunde. „Lust fühlen wir bei Erregungen, welche den Bedingungen unseres Seins und Wirkens entsprechen, so dafs sie unseren Bestand bestätigen, unsere Kraft erhöhen; Unlust fühlen wir im Gegenteil bei Erregungen, welche den Bedingungen unseres Seins und Wirkens nicht entsprechen, so dafs sie unser Dasein bekämpfen,

[56]) L. Dumont: „Vergnügungen und Schmerz. Zur Lehre von den Gefühlen." Leipzig 1876. S. 27.

[57]) Vergl. H. Kratz: „Ästhetik. Grundzüge einer Lehre von den Gefühlen." Gütersloh 1891.

[58]) Kant. Ausgabe von Rosenkranz. Leipzig 1838, IV. S. 68.

[59]) A. Krause: „Die Gesetze des menschlichen Herzens" etc. Lahr 1876. S. 3.

unsere Kraft schwächen“[60]). Wie es aber „Sinnestäuschungen“ giebt, so können auch die Gefühle öfters über das, was vorteilhaft oder nachteilig ist, irren[61]).

Gegen die Ansicht Wundts, dafs alle Gefühle auf dem Kontraste beruhen, wendet Horwicz[62]) mit Recht ein, dafs nicht jedes dauernde Gefühl Unlust erweckt, und dafs nicht jeder Kontrast Lustgefühle hervorruft.

Fechner[63]) meint richtig, man dürfe nicht sagen, die Bedingung der Lust liege in einem „harmonischen“ Verhältnis; denn man würde sich dann in einem Zirkel bewegen, da Harmonie ein lustgebendes oder wenigstens Unlust ausschliefsendes Verhältnis ist; der letzte Grund der Lust könne nur in uns gesucht werden, und was von aufsen solche in uns wecken soll, könne es nur insofern, als es diesen inneren Grund ins Spiel setze.

Fechner bezeichnet an anderer Stelle[64]) als allgemeinste Bedingung für die Entstehung eines Gefühls der Lust die „Stabilität“ „psychophysischer“ Zustände oder Verhältnisse der Bewegung über der psychischen Schwelle. Psychophysische Vorgänge sind nach diesem Psychologen um so lustvoller, je mehr sie sich über eine gewisse Grenze (oder Breite, die der „Lustschwelle“) hinaus der vollen Stabilität nähern, und um so unlustvoller, je mehr sie sich unter eine gewisse Grenze (die der „Unlustschwelle“) herab von der vollen Stabilität entfernen. Unter einem „stabilen“ Zustande versteht Fechner einen solchen, bei dem die Teile periodisch, d. h. in gleichen Zeitabschnitten, in dieselben Lagen-

---

[60]) Lotze: „Medicinische Psychologie“. Leipzig 1852. S. 234. Ch. v. Ehrenfels („Werttheorie und Ethik“. Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, herausg. v. R. Avenarius. Leipzig 1893. Jahrg. 17. Heft 2, S. 202) betont insbesondere die physiologische Grundlage; diejenigen psychischen Phänomene seien für ein Individuum lustvoll, welche mit äufseren Reizen oder äufseren Bethätigungen zusammenhängen, die der Selbst- oder Arterhaltung des Individuums nützen, und diejenigen seien unlustvoll, deren physiologische Parallelvorgänge schaden.

[61]) Steinthal a. a. O. S. 295.

[62]) A. Horwicz: „Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage.“ Bd. II, S. 35. Magdeburg 1878.

[63]) Th. Fechner: „Vorschule der Ästhetik“. Leipzig 1876. Teil II, S. 160; Teil I, S. 12.

[64]) Th. Fechner: „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht.“ Leipzig 1879. S. 210.

und Bewegungsverhältnisse zu einander zurückkehren; „psychophysische“ Vorgänge nennt er physische, insofern sie etwas Psychisches tragen, d. h. im Verhältnis der Bedingtheit dazu stehen, und „psychische Schwelle“ ist der Grad der Stärke, den jeder physische Vorgang, der seiner Natur nach eine gegebene Bestimmung des Bewufstseins mitzuführen vermag, übersteigen mufs, wenn die betreffende Bestimmung wirklich bewufst werden soll. Ein reiner Ton z. B. gefällt uns deswegen, weil die Schwingungen in regelmäfsiger Periode, also, abgesehen vom allmählichen Verklingen, völlig „stabil“ sind. Ein unreiner Ton dagegen enthält auch Schwingungen, die die Stabilität stören. Die reine Farbe verhält sich wie der reine Ton; sie giebt gleichfalls zu stabilen Bewegungen Anlafs; der Takt der Musik, das Versmafs, der Reim eines Gedichts ordnen sich ebenfalls dem Begriffe der Stabilität unter.

Das Gefühl ist durchaus etwas Subjektives; ein neuer Eindruck auf unsere Seele kann bald ein Gefühl der Lust, bald der Unlust hervorrufen je nach der Gefühlsgrundlage oder, um J. H. Fichtes Ausdruck[65]) zu gebrauchen, je nach der „Stimmung“, welche wir jenem Eindruck entgegenbringen. Heitere Musik, die den frohen Menschen noch lustiger stimmt, erhöht in dem tieftraurigen die Betrübnis. Auch das körperliche Befinden ist hier wohl zu berücksichtigen[66]).

Als „Elemente“ des Gefühls, die sich, da die Physiologie uns hier fast ganz im Stich läfst[67]), schwerer aufstellen lassen,

---

[65]) J. H. Fichte: „Psychologie“. Leipzig 1864. Bd. I, S. 221.

[66]) Lotze: „Mikrokosmus“. Bd. I, S. 360.

[67]) Von der mechanischen Naturerklärung ist nun erst gar nichts zu erwarten. Vergl. E. Du Bois-Reymond: „Über die Grenzen des Naturerkennens.“ Vortrag, Leipzig 1872. S. 30: „Es ist also grundsätzlich unmöglich, durch irgend eine mechanische Kombination zu erklären, warum ein Akkord König'scher Stimmgabeln mir wohl-, und warum Berührung mit einem heifsen Körper mir wehthut. Kein mathematisch überlegender Verstand könnte aus astronomischer Kenntnis des materiellen Geschehens in beiden Fällen a priori bestimmen, welcher der angenehme und welcher der schmerzhafte Vorgang sei.“ — v. Nägeli („Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis“, Vortrag, München 1877, Zusatz 9) sieht die kleinsten Teilchen — nämlich die Eiweifsmicelle (in dem oben angeführten Sinne), deren Bausteine die Eiweifsmolcküle und die Teile der letzteren, die Elementatome — als die Träger des Gefühls an, fügt aber sogleich hinzu: „Wegen der unendlichen Komplikation der Erscheinungen

als in Bezug auf das Vorstellen, kann man nach Dilthey und anderen Psychologen die sogenannten „Gefühlstöne“ von Sinnes-Empfindungen bezeichnen[68]). Ziegler[69]) sagt hierüber mit vollem Rechte, dafs „ursprünglich jede Empfindung ihren Ton hatte und denselben nur durch häufige Wiederholung, sei es nun im individuellen Leben oder zum Teil auch, wie beim Auge, durch Vererbung, eingebüfst oder richtiger wohl auf ein Minimum sich habe reduzieren lassen müssen.“

Wir haben bei unserer Betrachtung natürlich die niederen von den höheren Gefühlen wohl zu unterscheiden; unter den niederen oder elementaren verstehen wir solche, die durch Sinnesempfindungen, unter den höheren oder ideellen dagegen solche, die durch Vorstellungen bestimmt werden.

Was zunächst die Tastempfindungen anbetrifft, so giebt es ein Wohlgefallen an der Berührung weicher und glatter Oberflächen und eine Unlust am Berühren rauher Flächen.

An jede der Geschmacksqualitäten ferner (bitter, süfs, sauer, salzig u. s. w.) knüpfen sich gewisse Gefühlsnüancen. Doch kann Lust in Unlust übergehen. Die Empfindung des Süfsen z. B. bleibt nur so lange angenehm, als sie eine gewisse Intensität und Dauer nicht überschreitet[70]).

Auch der Geruch, eine so untergeordnete Rolle er auch unter den Sinnen spielt, erregt Lust oder Ekel und kann die Quelle ästhetischen Wohlgefallens werden[71]). Hier läfst sich gleichfalls,

---

ist nicht einmal die allgemeinste und oberflächlichste Analyse ausführbar.“ Bezeichnet man mit Nägeli das Behagen, welches ein Atom in Beziehung zu einem andern Atom empfindet, als Atomempfindung, und nimmt man an, dafs jedes Eiweifsmicell ungefähr 1125 Atome enthalte, so hat jedes Atom des einen Micells mit Rücksicht auf das ganze andere Micell 1125 Atomempfindungen, also besteht allein die Gesamtempfindung des einen ganzen Micells mit Beziehung auf das andere ganze Micell schon aus 1125^2, d. h. 1265625 Atomempfindungen.

[68]) Dilthey: „Psychologie“. Vorlesung, Winter-Semester 1884/85.

[69]) Ziegler: „Das Gefühl“. Stuttgart 1893. S. 77.

[70]) W. Wundt: „Grundzüge der ph. Ps.“ 3. Aufl. Leipzig 1887. Bd. I, S. 514.

[71]) Freilich nicht nach G. Jäger („Die Entdeckung der Seele“. Leipzig 1884. Bd. I, S. 108), der geradezu die Seele als das „Riechbare, Duftende, Gerochene, als den Ausfluſs des Objektes“ und den Geist als das „Riechende, Wahrnehmende, die Thätigkeit oder das Thuende im Subjekte“ unterscheidet. Nach Jäger (a. a. O. S. 145) ist dem Raubtier der Angstduft und die Angst-

wie beim Geschmack, ein Übergang von Lust in Unlust konstatieren. Geruchstoffe, die verdünnt als Wohlgerüche verwandt werden, gehören konzentriert zu den unangenehmsten.

Die Gehörsempfindungen erregen Lust und Unlust, und zwar bewirken hohe Töne Heiterkeit, tiefe Töne Ernst, mittlere mehr eine gleichförmig angenehme Stimmung.

Der Mensch zeigt, dies gilt von den Gesichtsempfindungen im allgemeinen, Wohlgefallen am Licht, Unlust an der Finsternis. In Bezug auf die speziellen Gesichtsempfindungen, die Wirkungen der verschiedenen Farben, sind heute noch die Ausführungen Göthes in seiner Farbenlehre klassisch. Göthe unterscheidet positive und negative Farben, Fechner nennt sie aktiv und rezeptiv. Die positiven sind vornehmlich Gelb und Rot, die negativen besonders die blauen. Gelb erinnert an das Licht, Dunkelblau an die Finsternis. Gelb erfreut das Auge, dehnt das Herz aus und erheitert das Gemüt; eine unmittelbare Wärme scheint uns anzuwehen. Dunkelblau dagegen giebt uns ein Gefühl von Kälte und zeigt die Gegenstände in traurigem Lichte. Die kalte Ruhe des gesättigten Dunkelblau macht im Himmelblau einer ruhigen Heiterkeit Platz[72]); daher ist Hellblau die Farbe des Behagens, der Ausdauer und Treue.

Einem Mädchen, welches blind, wahrscheinlich mit getrübten Linsen, geboren und im Alter von sechs Monaten, sowie später wiederholt von J. Wardrop[73]) operiert war, gefiel am besten Gelb, dann Hellrosa und Himmelblau.

Grün erzeugt den Eindruck kräftiger Ruhe. Rot, die Farbe energischer Kraft, unterscheidet sich vom Gelb durch gröfsere Unruhe und Kraft der Wirkung auf das Gefühl.

Violett übt nach Volkmanns Ausdruck[74]) einen „prickelnden“ Einfluſs aus: „unerträglich, schneidend, Farbe des Mangels, der

würze (Wildgout) seines Opfers sympathisch, weshalb es seine Beute oft erst quält oder umherschleppt, mit ihr spielt, bevor es sie frifst. „Wenn zwischen zwei Geschöpfen instinktive Sympathie besteht, so duftet die Ausdünstung des einen dem andern stets angenehm, sie ist Wohlgeruch für ihn“ (S. 139).

[72]) Wundt: „Grundzüge der ph. Ps.“ Bd. I, S. 520.

[73]) Philosophical transactions of the Royal Society of London 1826. III, 529—540, übersetzt von v. Helmholtz: „Handbuch der physiologischen Optik.“ Leipzig 1867. S. 588.

[74]) Volkmann: „Grundrifs der Psychologie.“ Halle 1856. S. 65.

inneren Gährung, der Sehnsucht.“ In Orange verbindet sich die Kraft des Rot mit der Erhebung des Gelb zu einem gewissen „idealen Pathos.“

Schwarz ist die Farbe der absoluten Reizlosigkeit, der Leere, der Negation, des Todes, der Ewigkeit, des Ernstes, der Würde. Weifs ist die Farbe der Hingabe an einen höheren Einflufs, der Offenbarung, der Unschuld, des Feierlichen, der lebensfreudigen Stimmung.

Grau ist der Ausdruck einer zweifelhaften Gemütslage. Braun ist die Farbe einer völlig neutralen Stimmung.

K. Bruchmann[75]) bemerkt gegen W. Wundt[76]), dessen Ausführungen wir folgten, dafs zuweilen auch Weifs als Trauerfarbe benutzt wird, und dafs Grau als Ausdruck einer traurigen Gemütslage gebraucht wird; jedenfalls aber, darin hat Wundt völlig recht, bezeichnen Weifs und Schwarz stets „Pole“ der Empfindung.

Was noch bei Gesichtsempfindungen die Wirkung der Form der wahrgenommenen Gegenstände auf das Gefühl anbetrifft, so läfst sich darüber Steinthal[77]) folgendermafsen aus: „Es ist für unser Auge eine sehr verschiedene Thätigkeit, eine sanfte Wellenlinie oder ein scharfes Zickzack aufzufassen. Hier liegt der erste Grund des ästhetischen Wohlgefallens oder Mifsfallens für die bildenden Künste, wie für die Musik und den Klang der Sprache.“

Soviel von den „Gefühlstönen“ der Sinnesempfindungen als den „Elementen“ der Gefühle.

§ 7. Sonderung.

Die Seele bildet, wie von den isolierten Vorstellungen, so auch von den gesonderten Gefühlen — nach unserer Meinung zugleich mit der durch die Seele bewerkstelligten Heraushebung dieser gesonderten Gefühle aus dem Gemeingefühle — gesonderte psychische Spuren, welche als unterbewufste Lust- oder Unluststpuren in der Seele beharren. Letztere sind die Grundbedingung der Bildung einer mehr oder weniger dauernden Gemütsstimmung;

[75]) Bruchmann: „Psychologische Studien zur Sprachgeschichte“. Leipzig 1888. S. 332.

[76]) Wundt: „Grundzüge des ph. Ps.“ Bd. I, S. 465, 519.

[77]) Steinthal: „Einleitung in d. Psych. und Sprachwissenschaft.“ II. Aufl. Berlin 1881. S. 302.

ja man könnte das Gemüt geradezu die Summe der Gefühlsspuren nennen[78]). Dasselbe ist keine besondere angeborene Kraft, sondern besteht aus lauter einzelnen psychischen Gebilden, welche eben als Spuren von vorhergegangenen Gefühlen der Lust bezw. Unlust von der Seele gebildet und in derselben geblieben sind. So wird die unendliche Mannigfaltigkeit der Gefühle begründet. Nur die beiden grofsen Hauptgegensätze der menschlichen Gemütsstimmung wollen wir kurz im folgenden hervorheben.

Wenn auf einen Menschen alles Angenehme nur einen leichten, flüchtigen, alles daran klebende Verdriefsliche dagegen einen desto stärkeren Eindruck macht, so erklärt der Psychologe dies aus einem leicht verstimmbaren, trüben Gemüte, in welchem sehr viele Unlustspuren angesammelt sind; wenn andererseits jemand stets grofse Neigung hat, in froher Gesellschaft zu verkehren, ja selbst im Unglück und von herben Schicksalsschlägen getroffen seine Heiterkeit unüberwindlich ist, so deutet dies der Psychologe durch eine aufsergewöhnliche Fülle von Lustspuren, die im Innern des betreffenden Menschen sich angesammelt haben, durch ein ausnahmsweise heiteres Gemüt.

Es ist hier nicht der Ort, das Wesen eines trüben bezw. heiteren Gemütes festzustellen — zu welchem Zwecke man nach Nahlowsky[79]) des Menschen Interesse, Vorstellungslauf, Vitalempfindungen u. s. w. noch in Rücksicht ziehen müfste —, sondern lediglich darauf kommt es an, das Gesetz der Bildung von isolierten Spuren im Gefühlsleben nachzuweisen.

Die Seele hat, das lehren die beiden Beispiele, gesonderte Gefühle und zugleich gesonderte Spuren derselben gebildet und die gleichartigen Gefühlsspuren zu einem Gesamtseelengebilde vereinigt (verschmolzen).

§ 8. Verschmelzung.

So sind wir denn schon durch jene Beispiele zu dem zweiten Grundvorgange in der menschlichen Seele hinübergeführt worden. Sie verschmilzt die gleichartigen Gefühlsspuren mit einander und begründet im Menschen die Gefühle der Lust (der Freude, des

[78]) So Schmeding: „Das Gemüt.“ Schulprogramm, Duisburg 1868.
[79]) W. Nahlowsky: „Das Gefühlsleben.“ Leipzig 1862. S. 237.

Frohsinns, der Ausgelassenheit, des Entzückens u. s. w.), bezw. der Unlust (der Trauer, des Trübsinns, der Niedergeschlagenheit, der Verzweiflung etc.). Je zahlreicher aber die gleichartigen Spuren sind, desto inniger wird das Gesamtgefühl. Beim Musikverständigen z. B., den vielleicht jetzt zum hundertsten Male eine und dieselbe ergreifende Symphonie eines grofsen Komponisten entzückt, wird die Innigkeit des Gefühls bedeutend gröfser sein, als beim Laien, der obenein wohl gar das Musikstück zum ersten Male hört. Letzterer wird vielleicht, von Wonne durchdrungen, laut aufjauchzen und mit einstimmen in das Lob des Meisters; mit anderen Worten: die „Frische“ des Gefühls, wie Beneke sich treffend ausdrückt[80]), wird beim ersten Genusse bedeutend gröfser sein als beim zweiten und den folgenden; denn, in Zahlen ausgedrückt, verhält sich unter sonst gleichen Umständen der allererste Genufs zur Grundstimmung wie 1 zu 0, der zweite wie 2 zu 1, der dritte wie 3 zu 2 u. s. f. Aber, ganz abgesehen davon, dafs der Laie gar nicht im stande, das Gehörte zu verstehen und die Leistung recht zu würdigen, der musikalisch Gebildete ist von der Töne Macht in seinem ganzen Wesen gepackt, sie dringt bis in das Mark. Die Gefühlsfrische nimmt mithin im allgemeinen in demselben Mafse ab, als die Innigkeit zunimmt; im allgemeinen, denn wenn z. B. die Eindrücke so schnell hinter einander und so häufig wiederkehren, dafs die Seele nicht mehr fähig ist, sie sämtlich aufzunehmen und zu verarbeiten, so schwindet auch bei dem gröfsten Freunde der Musik das Interesse daran, und es tritt Überdrufs ein.

Was von der Verschmelzung des Gleichartigen, gilt auch von der des Ähnlichen. Gesetzt, wir nehmen an irgend einem Freudenfeste teil; unser Auge wird durch prachtvolle Verzierungen in dem hell erleuchteten Saale in Anspruch genommen; rauschende Tafelmusik trifft unser Ohr; wir führen mit unseren Nachbarn, Bekannten und Freunden interessante Gespräche; mit duftenden Blumen und gewählten Speisen und Getränken ist die Tafel reich besetzt. Mag jeder einzelne Eindruck des Behagens in diesem

---

[80]) E. Beneke: „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft.“ 4.-Aufl., bearb. v. J. G. Dreſsler. Berlin 1877. S. 181. — Beneke: „Psychologische Skizzen.“ Göttingen 1825. Bd. I, S. 109. — Vergl. Raue: „Beneke's neue Seelenlehre.“ 5. Aufl., bearb. von Dreſsler. Leipzig u. Mainz 1876. S. 120.

Falle auch noch so gering sein, alle zusammen bewirken eine Gesamtstimmung von ansehnlicher Höhe. Ein unangenehmes Ereignis dagegen, welches wir bei guter Laune kaum beachtet hätten, wirkt in viel stärkerem Grade auf uns ein, wenn wir durch vorhergegangene Unannehmlichkeiten und Mifsgeschicke uns bereits in trüber Stimmung befinden.

§ 9. Verknüpfung.

Nehmen wir an, es habe jemand die Absicht, in eine fröhliche Gesellschaft zu gehen, aber plötzlich stöfst ihm irgend eine Verdriefslichkeit zu, die er nicht so bald vergessen kann; da er indes Geselligkeit und Tafelfreuden liebt, so entschliefst er sich gleichwohl hinzugehen. Was wird eintreten? Die Gefühle der Lust werden mit dem der Unlust in seinem Inneren zusammen erregt („verknüpft") werden und ein Gesamtgefühl erzeugen, das nicht ganz an die allgemeine frohe Stimmung, welche in der Gesellschaft herrscht, heranreicht; er wird, wie man passend sich ausdrückt, ein wenig „verstimmt" sein. Hier ist der Grundvorgang der Verknüpfung ungleichartiger Gefühle zu einem psychischen Gesamtgebilde unmittelbar einleuchtend.

Folgende Beispiele mögen die Sache noch mehr verdeutlichen.

In der Seele des „Hoffenden" klingen mit einander zugleich Stimmungen der Lust und Unlust, doch derart, dafs jene diese überwiegen; findet das Entgegengesetzte statt, so ergiebt sich das Gesamtgefühl der „Furcht". Beide Gefühle, welche übrigens aus Vorstellungen solcher Ereignisse entspringen, deren zukünftiges Eintreten uns aus irgend einem Grunde besonders interessiert, können in einander übergehen. Hoffnung schlägt in Furcht um, wenn durch irgend welche Änderung der Umstände die Summe der Lustelemente geringer als die der Unlustelemente geworden; Furcht andererseits schlägt in Hoffnung um, wenn die Summe der Lustelemente gröfser geworden ist als diejenige der Unlustelemente. Ist die letztere Summe der ersteren gleich, so entsteht ein Hinundherschwanken, ein Gefühl des Unentschiedenseins, der ungewissen Erwartung.

Das „Komische" verdankt seinen Ursprung dem Kontraste der Gefühle, welcher dem Kontraste der Vorstellungen parallel

geht[81]). Gewifs wäre die Annahme verfehlt, dafs nur eine unendlich schnelle Aufeinanderfolge diese zwiespältige Gemütsstimmung hervorbringe. Denn das Eigentümliche der letzteren beruht gerade darauf, dafs ihre verschiedenartigen Teile, die man passend „Komponenten" genannt hat, gleichzeitig in dieselbe eingehen. Eine solche Gemütserregung besteht demnach nicht blofs aus einer Summe verschiedener Gefühle, sondern es geht aus diesem ein Gesamtgefühl, eine „Resultante" hervor. Das Gefallen herrscht indessen beim Komischen vor, ja es kommt hier in besonders kräftiger Weise zur Geltung, da es, wie alle Gefühle, durch den unmittelbaren Kontrast gehoben wird.' „Aber nicht jeder Gefühlskontrast ist komisch, sondern nur derjenige, bei dem schliefslich das Behagen über das vorliegende Objekt in höherem Mafse Einflufs gewinnt, als die aus demselben entspringende Unlust." und Kraepelin kommt (a. a. O. S. 361) zu dem allgemeineren Resultate: „Nicht jeder intellektuelle, nicht jeder Gefühlskontrast, nicht jede getäuschte Erwartung wirkt komisch, sondern nur derjenige unerwartete intellektuelle Kontrast, der in uns einen Widerstreit ästhetischer, ethischer oder logischer Gefühle mit Vorwiegen der Lust erweckt."

Im Gefühle der göttlichen „Gnade" ist in des Menschen Seele das Gefühl der durch das Bewufstsein der Erhabenheit und Güte Gottes bewirkten Erhebung mit dem Gefühle der durch das Bewufstsein eigener Kleinheit und Verdienstlosigkeit bewirkten Demut zusammen erregt.

Wenn wir die Wirkung von einem Drama als einem Ganzen auf unser Gemüt recht fühlen, so klingen den durch die letzte Scene erregten noch sämtliche vor derselben erzeugten Gefühle nach und bringen ein Gesamtgefühl hervor, das allein zu wahrem Genusse eines Kunstwerkes befähigt.

Vorstehende Beispiele mögen genügen, um den Grundvorgang der Verknüpfung des Ungleichartigen im Gebiete des Gefühlslebens zu erläutern. Wir verlassen nunmehr dies Gebiet, welches, wie wir gesehen, von eben denselben elementaren Prozessen, die wir beim Vorstellen unterschieden, beherrscht wird, und begeben uns auf das des Willens, um Rundschau zu halten und nachzuforschen, ob auch hier jene Grundvorgänge walten.

[81]) E. Kräpelin: „Zur Psychologie des Komischen." „Philosophische Studien", herausg. von W. Wundt. Bd. II, Leipzig 1885. S. 329.

C. Wille.

§ 10. Definition.

Zuvor möge wieder (nach § 1) eine Erläuterung über Wesen und Elemente des Willens Platz finden.

Was noch das Wort „Wille“ anbetrifft, so steckt darin eine Undeutlichkeit, indem es sich sowohl auf den Inhalt eines bestimmten Wollens bezieht, z. B. wenn ich sage: „er thut meinen Willen,“ als auch auf die Form der Thätigkeit, die wir Wollen nennen, z. B. wenn ich sage: „er hat einen festen Willen“[82]). Von letzterem Wollen wird hier ausschliefslich die Rede sein.

Wir glauben nicht mit Schopenhauer und v. Hartmann den Willensbegriff auf die unorganische Natur ausdehnen zu dürfen; auch rein „physiologische“, völlig unbewufste Triebe betrachten wir noch nicht als Willensäufserungen, sondern nur der „psychische“, d. h. in irgend einem Grade zum Bewufstsein kommende Trieb nach Bewegung kann — dieser Meinung Schneiders schliefsen wir uns an[83]) — als „Wille im weiteren Sinne“ bezeichnet werden. Alle diejenigen Bewegungen nun, welche durch irgend welche Erkenntniserscheinungen (Vorstellungen oder deren Elemente)[84]) und Gefühle[85]) bedingt sind und aus ihnen hervorgehen, betrachtet

[82]) Ch. Sigwart: „Der Begriff des Wollens und sein Verhältnis zum Begriff der Ursache.“ Tübinger Universitätsschriften 1879.

[83]) G. H. Schneider: „Der menschliche Wille“ etc. Berlin 1882. S. 286. Sigwart (a. a. O.) nennt daher unbewufstes Wollen eine contradictio in adjecto.

[84]) „Wille, Absicht ist ohne Vorstellung undenkbar. Es wird allemal etwas Vorgestelltes gewollt.“ Steinthal a. a. O. S. 291.

[85]) „Entschieden ist die Auslösung der strotzenden, angesammelten Kraft, so lange nicht im Gegenteil Ermattung eintritt, mit Wohlbehagen verbunden. Jede Kraftäufserung, Lebensbethätigung, welche sich in einer gewissen, der leiblichen Organisation zusagenden Richtung bewegt, ist angenehm.“ Steinthal a. a. O. S. 303. „Die Lust beim Anblick eines Gegenstandes, sei sie gegenwärtig gefühlt oder blofs erwartet, also vorgestellt, ist eine motorische Kraft, welche uns den Arm ausstrecken und den Gegenstand ergreifen läfst. Vorausgesetzt ist hierbei, dafs der Gedanke an die Schimpflichkeit eines Diebstahls nicht eine noch gröfsere motorische Kraft für die antagonistischen Muskeln hat, und unser Arm ruhig bleibt“ infolge des kräftigen, durchaus positiven nolumus. (S. 293.)

Schneider den rein „physiologischen“ Bewegungen gegenüber, die ohne jedwede Bewufstseinserscheinungen zu stande kommen, als Willensäufserungen, weil diesen eben ein „psychischer“ Trieb zu Grunde liegt.

Erkenntniselemente an und für sich reichen, wie auch Höffding[86]) meint, nicht zu einer Willensäufserung aus; es mufs vielmehr stets ein starkes und lebhaftes Gefühl hinzukommen. Freilich darf das letztere das Innere des Menschen nicht zu tief erschüttern; sonst wird hierdurch die Energie zum Handeln gelähmt.

Jener „Wille im weiteren Sinne“ kann eingeteilt werden in den „sinnlichen“ („instinktiven“) und den „intellektuellen“ („zweckbewufsten“) Trieb. Letzterer (der Wille im gewöhnlichen und eigentlichen Sinne des Wortes), der aus Vorstellungen bezw. Vorstellungsverbindungen und den entsprechenden Gefühlen hervorgeht, wird von Schneider dem sinnlichen (instinktiven) Triebe gegenüber, welcher direkt durch Empfindungen und Wahrnehmungen, sowie den betreffenden Gefühlen erzeugt wird, als „Wille im engeren Sinne“ bezeichnet.

„Nur da,“ sagt Lotze[87]), „sind wir überzeugt, es mit einer That des Willens (im engeren Sinne) zu thun zu haben, wo in deutlichem Bewufstsein jene Triebe, die zu einer Handlung drängen, wahrgenommen werden, die Entscheidung darüber jedoch, ob ihnen gefolgt werden soll oder nicht, erst gesucht und nicht der eigenen Gewalt dieser drängenden Motive, sondern der bestimmenden freien Wahl des von ihnen nicht abhängigen Geistes überlassen wird. — In dieser Entscheidung über einen gegebenen Thatbestand besteht allein die wahre Wirksamkeit des Willens. Aller möglicher Inhalt dagegen wird überall durch den unwillkürlichen Verlauf der Vorstellungen und Gefühle herbeigeführt.“ Daher wird man beim Tiere nicht von einem eigentlichen Willen reden dürfen, da dasselbe einem bestimmten Triebe zwar vielfach mit einer gewissen Überlegung, aber doch immerhin ohne Selbstbewufstsein, also in diesem Sinne blindlings, folgt[88]).

— —

[86]) H. Höffding: „Psychologie in Umrissen auf Grundlage der Erfahrung,“ übers. v. F. Bendixen. II. deutsche Ausg. Leipzig 1893. S. 127, 129.

[87]) Lotze: „Mikrokosmus.“ 2. Aufl. Leipzig 1869. Bd. I, S. 287.

[88]) H. Kratz: „Theletik.“ Grundzüge einer Lehre vom Willen. Gütersloh 1891. S. 9.

Suchen wir nach diesen allgemeineren Erörterungen etwas tiefer in die Sache einzudringen.

Jedes Wollen ist ein Begehren. Witte[89]) unterscheidet folgende Steigerungsstufen des Begehrens: Trieb, Wunsch, Begierde, Streben und Wollen. Das Wertbewufstsein bethätigt sich als solches zuerst durch den Trieb, aber nur als allgemeiner Drang des Ichs, durch Agieren auf ein Objekt sich selber, als das Subjekt, in seinem Dasein zu ergänzen, wobei der Wert des Objektes, durch welches solche Ergänzung gesucht wird, noch überwiegend sinnlicher Art ist und zu keinem „individuellen" Bewufstsein gelangt.

Im Triebe ist aber auch, das ist wohl zu merken, das Gefühl mitgesetzt, nämlich das Gefühl des Mangels und der Unlust als das Erste, als das „Treibende"[90]).

Beim Wunsche und bei der Begierde ist zwar schon eine Bestimmtheit in Bezug auf das wertgeschätzte Objekt vorhanden, aber die Klarheit des begehrenden Bewufstseins bezieht sich nicht auf seine eigene Natur, sondern lediglich auf dies Objekt; und zwar beruht der Wunsch überwiegend auf der Vorstellung des Lustgefühls und sieht leicht von den Mitteln der Erfüllung noch ab, während die Begierde die Ausführung des Wunsches für mehr oder weniger leicht möglich erachtet.

Beim Streben ferner findet noch ein Kampf der „Maximen" statt, wobei unter „Maxime" (maxima ratio) eine durch Gewohnheit des Wertbewufstseins bevorzugte und unter ihren Genossinnen zur beständigen Vorherrschaft gelangte Begierde verstanden wird. Das entschlossene Begehren hat seinen Erfolg immer erst durch Entscheidung in der Wahl der Maximen, die, wie gesagt, sich noch um den Vorrang streiten, errungen.

Beim Willen endlich findet kein Wettstreit der Maximen mehr statt. Der Wille ist es, aus dem eine That stets hervorgeht oder von dem eine That doch mit Sicherheit zu erwarten ist, indem das Ich einen Entschlufs in unmittelbarem Zusammenhange mit einer im Augenblicke des Begehrens ihm gegenwärtigen selbstbewufsten Einsicht über den Wert und die Rangordnung seiner Maximen und als Folge derselben gefafst hat. Beim Willen

[89]) Witte: „Über die Freiheit des Willens, das sittliche Leben und seine Gesetze." Bonn 1882. S. 129 ff.

[90]) Th. Ziegler: „Das Gefühl." Stuttgart 1893. S. 277.

bewährt sich die Vernunft als das herrschende Prinzip, und das Ich als Träger des Wertbewufstseins giebt keinem übermächtigen Andringen blofser Erfahrungseindrücke in seinem Begehren nach, sondern es steht sogar im Augenblicke des Entschlusses als selbstbewufster Herr über den ganzen, im Laufe der Zeit erworbenen Seeleninhalt da, indem die Maximen nunmehr in feste Verhältnisse der Über- und Unterordnung getreten sind. „Die Aristokratie der Grundsätze und Maximen findet fortan in der souveränen Gewalt eines aus dem Ich selbst hervorgehenden herrschenden Prinzips eine konsequente und beständige Spitze."

Betreffs des inneren bewufsten Prozesses[91]) beim Wollen ist das erste Moment die Vorstellung eines künftigen Zustandes, welche uns entweder von aufsen oder durch das innere Spiel unserer Vorstellungen erweckt wird. Diese Vorstellung des Künftigen, das „Projekt", führt dann zu der Überlegung des Verhältnisses, in welchem es zu mir steht, und betrifft die beiden Fragen: „Soll ich das Projekt zum Gegenstande meines Wollens machen?" — wobei ich das Verhältnis des Projekts zur Totalität meines wirklichen Ichs, d. h. zur Gesamtheit meiner Neigungen, Pflichten u. s. w., und auch noch berücksichtigen mufs, ob der künftige Zustand für mich ein Gut oder ein Übel oder gleichgiltig ist — und zweitens: „Kann ich das Projekt ausführen?" Ist der Widerstand[92]), welcher bei der Ausführung zu besiegen ist, für mich ein überwindbarer? Hierauf folgt die Willensentscheidung, „durch welche ich den zukünftigen Zustand als meinen Zweck setze, als Gegenstand meines Wollens mit Bewufstsein bejahe oder aber verneine, dafs das Projekt ein Zweck[93]) für

[91]) Ch. Sigwart: „Der Begriff des Wollens" etc. Tübinger Universitätsschriften 1879.

[92]) Unter Widerstand ist aber nichts anderes zu verstehen als das Unlustgefühl, welches man, um zu dem angestrebten Zwecke zu gelangen, in Kauf nehmen mufs. Vergl. v. Ehrenfels: „Über Fühlen und Wollen." Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse. Wien 1887. S. 563.

[93]) „Freiheit des Willens in dem Sinne, dafs der Wille sich spontan ohne irgend einen treibenden Grund in Bewegung versetzen könne, giebt es nicht. Des zureichenden Grundes bedarf es für den Willen ganz so gut wie für die Natur. Aber bei der Natur ist der zureichende Grund mechanischer Art: die Ursache (causa efficiens), bei dem Willen ist er psychologischer Art: der Zweck (causa finalis). Kein Wollen ohne Zweck! R. v. Ihering: „Der Zweck im Recht." Leipzig 1884. Bd. I, S. 3.

mich sei.“ Im bejahenden Falle folgt dann die Feststellung der Mittel, Aufstellung des Planes und hierauf die That, d. h. der Willensimpuls, durch den, wenn der gewollte zukünftige Zustand ein äufserer ist — kein blofs innerer, wie z. B.: „ich will mir das reiflich überlegen“ —, ich meine Glieder in Bewegung setze. Der Wille ist somit zwar abhängig von der Vernunft, aber er beweist andererseits seine positive Freiheit durch seine Produktivität, indem er nämlich etwas Neues, die schöpferische That, setzt. „Die gröfste Freiheit ist die schöpferische That“[94]).

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, dafs, wie beim Erkennen die Wahrheit, beim Fühlen die Lust, so beim Wollen der Wert einer Sache das Ideal ist[95]). Witte sagt hierüber[96]): „Nicht die Wahrheit, sondern die Güte und der Wert giebt den Ausschlag dafür, dafs die Seele als ein Begehren und, wo sie vernünftigen Einsichten folgt, als ein Wille sich bekundet.“ Ferner ist zu beachten, dafs in jedem Wollen ein vorempirischer Faktor steckt. „Das unmittelbar begehrte oder gewollte Objekt ist nur in der Zukunft und schon deshalb nicht in der Erfahrung, sondern nur in dem „vorempirischen“ Bewufstsein, obzwar, wo es einen „sinnlichen“ Inhalt hat, als etwas, was seinem beabsichtigten Dasein nach ein Analogon empirischer Objekte werden soll, vorhanden. Sogar in allem sinnlichen Begehren steckt mithin bereits ein apriorischer Faktor. Es ist der Trieb.“

Die „sinnlichen“ („instinktiven“) Triebe werden nach Schneider (a. a. O.) durch das Rückenmark, das verlängerte Mark, das Kleinhirn und die Sehhügel vermittelt; die „intellektuellen“ („zweckbewufsten“) dagegen durch die Grofshirnrinde und die Streifenhügel[97]). Da uns jedoch die Physiologie gar keinen weiteren Aufschlufs über die „Willenselemente“ zu geben vermag, so wollen wir lieber die Frage nach diesen Elementen ganz unbeantwortet lassen, als uns in Vermutungen ergehen. Wir unter-

---

[94]) Fr. Harms: „Metaphysik“, herausg. von H. Wiese, Breslau 1885. S. 97.

[95]) Witte: „Die Freiheit des Willens“ etc. Bonn 1882. S. 119 will deshalb auch die drei Seelenvermögen als Wahrheits-, Lust- und Wertbewufstsein benannt wissen.

[96]) Witte: „Das Wesen der Seele“ etc. Halle a. S. 1888. S. 166, 167.

[97]) Vergl. W. Preyer: „Die Seele des Kindes.“ Leipzig 1882. S. 126: „Eine Beteiligung der Grofshirnrinde ist (bei den vorgestellten Bewegungen) gewifs.“

schreiben in dieser Beziehung Wort für Wort die Erörterung Wittes[98]: „Entschlüsse und Willensakte sind noch viel weniger als Empfindungen, Wahrnehmungen und Denkakte aus physiologischen Vorgängen oder als bloſse Begleiterscheinungen mechanischer Prozesse zu erklären. Konnten wir schon von den Empfindungen und Wahrnehmungen zeigen, daſs sie nur entstehen aus einer den Grund unseres Bewuſstseins belebenden, selbstthätigen und selbständigen Schöpferkraft der Seele, so gilt dies vollends von unseren Willensentscheidungen wegen der für sie in Anspruch zu nehmenden Freiheit und ursprünglich geistigen Aktivität.“ Ähnlich äuſsert sich Lotze[99]: „Vergeblich sucht man das Vorhandensein des Wollens (in der Seele) zu leugnen, ebenso vergeblich, als wir uns bemühen würden, seine „einfache Natur“, die nur unmittelbar sich erleben läſst, durch umschreibende Erklärungen zu verdeutlichen“, und Höffding[100] sagt: „Die Willenselemente lassen sich nicht mittels einer so einfachen und klaren Analyse ausfindig machen wie diejenige, mittels welcher sich gewöhnlich die Erkenntnis- und Gefühlselemente nachweisen lassen.“ Den Grund sieht Höffding darin, daſs in jeder Vorstellungsverbindung und in jeder Gefühlsbewegung von Anfang des Bewuſstseinslebens an der Wille sich regt, wie auch wir später (§ 14) auseinandersetzen werden. „Was im Entschluſs konzentriert wird, ist eine Energie, die in weniger intensiver Form bei allem Erkennen und allem Fühlen angewandt wird. Die Psychologie des Willens umspannt daher eigentlich das gesamte Gebiet des Bewuſstseinslebens. Die speziell so genannten Willenserscheinungen bezeichnen nur Gipfel eines Prozesses, der sich über das ganze Bewuſstseinsleben erstreckt.“

§ 11. Sonderung.

Wie von einer isolierten Vorstellung und einem Einzelgefühle, so bildet auch die Seele von einem gesonderten Willen, nach unserem Dafürhalten zugleich mit der durch die Seele bewerk-

[98]) Witte: „Das Wesen der Seele“ etc. S. 172.
[99]) Lotze: „Mikrokosmus.“ 2. Aufl. Leipzig 1869. Bd. I, S. 289.
[100]) Höffding a. a. O. S. 463, 466.

stelligten Heraushebung dieses Einzelwillens aus dem Allgemeinwillen des Menschen, eine psychische Spur, und wie man das Gemüt die Summe der Gefühls-, so kann man den menschlichen „Charakter“ die Summe der Willensspuren nennen. Letzterer bezieht sich immer auf die Eigentümlichkeit, Festigkeit und Ausgeprägtheit unseres zweckbewufsten Handelns; unter „Charakter“ sind mithin nicht die durch die eigentümliche fundamentale Organisation und Beschaffenheit unseres Nervensystems bedingten Neigungen unseres Wesens zu verstehen — diese sind vielmehr unser „Naturell“ —, sondern das, was wir selbst aus dem letzteren durch eigenen Willen und eigene Kraft zu machen wufsten; und wie man das blofse Naturell die erste, so kann man den Charakter die zweite, selbstgeschaffene Natur des Menschen nennen[101]). Es hat nämlich der Mensch die Fähigkeit, vermöge eines bestimmten Willens in die Anlagen seines Naturells befestigend und ordnend einzugreifen, und es ist ein grofser Unterschied, ob der Mensch sich nur gehen läfst oder ob er durch selbst gefafste Vorsätze beständig geflissentliche Einwirkungen auf sich selbst ausübt. Nur im letzteren Falle wird Charakter im eigentlichen Sinne entstehen, während der Mensch im ersteren im Grunde völlig charakterlos und sein ganzes Leben hindurch gleichsam ein Kind bleibt, bei welchem die Verbindungen in der Seele noch so schwach und unbestimmt sind, dafs sie fast allen auf die Stiftung von neuen Verbindungen hinarbeitenden Bewegungen nachgeben, wogegen die Seele des Erwachsenen, Willensstarken eine bereits feste, bestimmte Gliederung entgegenbringt, die sich nicht so leicht durch neue Bewegungen verrücken läfst. Letzteres würde aber unmöglich geschehen können, wenn nicht die Seele von jeglicher Willensthätigkeit des Menschen — nach unserer Ansicht, wie gesagt, während dieses psychischen Aktes selbst — eine Spur bildete, die nachher in der Seele unterbewufst weiter fortexistiert. Dadurch allein werden die elementaren Prozesse der Verschmelzung und Verknüpfung möglich gemacht, welche, wie wir zu zeigen uns bemühen werden, ebenfalls im Gebiete des Willens ihre Geltung behalten.

---

[101]) C. Fortlage: „Acht psychologische Vorträge.“ Jena 1869. Nr. 4. S. 171.

§ 12. Verschmelzung.

Durch den Grundvorgang der Verschmelzung entstehen in diesem Gebiete Gewohnheiten, Geschicklichkeiten. Fertigkeiten.

Als physischen Grund dieser Thatsache nimmt J. Müller[102]) an, „dafs sich die Leitungsfähigkeit der Nervenfasern mit der Häufigkeit ihrer Erregung ausbildet.“ „Aus der Thatsache der Übung folgt, dafs, je häufiger das Nervenprinzip in gewissen Fasern in Schwingung versetzt wird, um so leichter diese Schwingung oder Strömung wird. Nach einer gewissen Zeit wird zwar auch ein geübter Arm müde, obgleich jetzt die Bewegung des Nervenprinzips oft wiederholt worden, weil nämlich durch die Aktion für den Augenblick eine materielle Veränderung in den Nerven erfolgt. Aber die so angestrengten Glieder ersetzen auch vor den anderen ihre Verluste wieder, und die erholten Teile sind zufolge der stattgefundenen häufigen Strömungen oder Schwingungen des Nervenprinzips in gewissen Fasern nun viel geneigter zu denselben Bewegungen.“ Und Darwin[103]) fügt hinzu: „Dies bezieht sich auf die Bewegungs- und Empfindungsnerven ebensowohl wie auf die Nerven, welche mit dem Akte des Denkens in Zusammenhang stehen. Dafs irgend eine physikalische Veränderung in den Nervenzellen oder den Nerven hervorgebracht wird, welche gewohnheitsgemäfs benutzt werden, kann kaum bezweifelt werden; denn im andern Falle wäre es unmöglich zu verstehen, warum die Neigung zu gewissen erworbenen Bewegungen *vererbt* wird.“

Betrachten wir einige Beispiele. Wenn ein Kind seine ersten Gehversuche macht, so erstreckt sich der in diesem Falle sehr starke Wille — wobei das Selbstvertrauen eine grofse Rolle spielt[104]) — zunächst auf den ganzen Körper; es balanciert be-

[102]) J. Müller: „Handbuch der Physiologie des Menschen.“ 1834. Bd. II, S. 100 (vor Cap. II), 102.

[103]) Ch. Darwin: „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen“ etc., übers. von V. Carus. Stuttgart 1872. S. 29.

[104]) Höffding a. a. O. S. 457: „Wenn Kinder gehen lernen sollen, ist das Selbstvertrauen eine wesentliche Stütze. — Das Kind kann vielleicht sehr wohl gehen, wenn man es nicht anredet; es schwankt aber und fällt, wenn verschiedene Eindrücke die Aufmerksamkeit teilen. Der Wille mufs seiner Natur zufolge

sonders mit den Armen, um das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten; nach und nach genügt eine schwächere Willensthätigkeit, und die Wirkung derselben erstreckt sich dann im wesentlichen nur auf die Beine. Der Wille bezieht sich demnach mit der Zeit auf die Bewegung ganz bestimmter Organe, auf die Zusammenziehung ganz bestimmter Muskeln, d. h. die gleichartigen Willensthätigkeiten sind von der Seele zu so starkem psychischem Gebilde verschmolzen, dafs sich an diese Akte stets dieselben Bewegungen anschliefsen. Spencer[105]) sagt hierüber: „So mufs das Kind, wenn es gehen lernt, jede einzelne Bewegung wollen, bevor es dieselbe ausführt. Der Erwachsene aber, der irgendwohin sich auf den Weg macht, denkt dabei nie an seine Beine, sondern nur an das Ziel, und alle seine Schritte werden ebensowenig unter dem Einflufs des Willens ausgeführt als seine einzelnen Atemzüge;" wir würden hingegen sagen: der Wille ist wohl vorhanden, aber er ist unterbewufst.

Ebenso verhält es sich mit dem Sprechen: „Jede der Stimmnachahmungen, welche ein Kind ausführt, indem es sich allmählich seine Muttersprache aneignet, oder die ein Mann beim Erlernen einer neuen Sprache versucht, wird willkürlich gemacht; nach jahrelanger Übung aber wird die Unterhaltung ohne eine Spur von Gedanken an die zur Hervorbringung jedes Lautes nötigen Muskelanpassungen geführt: die Bewegungen des Kehlkopfes und des Mundes entsprechen automatisch dem Gange der Ideen."

Ähnlich erklärt sich die Kopfhaltung, das Sitzen, Kriechen, Stehen des Kindes[106]).

Lernt das Kind schreiben, so lenkt es seinen Willen auf die Zusammenziehung von Hand- und Fingermuskeln; versucht es die Herstellung von irgend einem Buchstaben, so gelingt es ihm anfangs nicht, den Strichen die gehörige Länge, Rundung und Richtung zu geben. So oft es von der Richtung abweicht und seinen Fehler bemerkt, entsteht sofort der Wille, die entgegengesetzte Bewegung auszuführen. Dies wiederholt sich, bis die

stets begrenzt sein. Dessen Objekt ist ein einziges bestimmtes Ding, und Gedanken und Gefühle, die sich an andere Dinge knüpfen, müssen immer mehr oder weniger lähmend wirken."

[105]) H. Spencer: „Die Prinzipien der Psychologie", nach der 3. Aufl. übers. von B. Vetter. Stuttgart 1882. Bd. I, S. 521.

[106]) W. Preyer: „Die Seele des Kindes." Leipzig 1882. S. 166 ff.

„Zusammenpassung der Innervation verschiedener Muskeln“ zu stande gekommen und die impulsive Nervenkraft der gewollten Bewegung angepafst ist. Sobald die richtige Bewegung und gewollte Intensität gefunden, so fehlt nur noch die Übung, und es tritt dann durch den Vorgang der Verschmelzung immer gröfsere Vollkommenheit ein.

Ein Kind, welches beim Klavierspiel auf eine falsche Fingersetzung verfällt, wird dieselbe noch mit Leichtigkeit in die richtige umändern können, wenn es rechtzeitig auf seinen Fehler aufmerksam gemacht wird. Geschieht dies nicht, so wird der Fehler sich nach und nach immer tiefer einwurzeln und zuletzt gar nicht mehr auszurotten sein.

Über das Verhältnis vom Wollen zur nachfolgenden Bewegung machen wir noch die Bemerkung, dafs das Wollen als solches nicht unmittelbar auf die Glieder wirkt, sondern nur „Bilder oder Vorgefühle“ der beabsichtigten Bewegungen weckt und es diesen inneren Zuständen dann überläfst, die wirklichen Bewegungen herbeizuführen. Andererseits aber „kann auch die Lehre, welche Vorstellungen und Gefühle allgemein und automatisch mit Bewegungen verknüpft sein läfst, die eingreifende Thätigkeit des Wollens nicht entbehren, um verständlich zu machen, warum nicht jedes Gefühl, jede Vorstellung wirklich die entsprechende Bewegung nach sich zieht. Das associative Wachrufen antagonistischer Gefühlszustände mag genügen, um die Abrichtung eines Vierfüfslers zu erklären, aber das bewufste „nolo“, mit welchem die kalte Selbstbeherrschung das Drängen ungestümer Affekte zurückweist, setzt die Wirksamkeit eines anderen Faktors voraus“ [107]). So sagt auch Sigwart [108]), auch das Nichtwollen sei ein Wollen, denn nicht wollen heifst „wollend einen möglichen Zweckgedanken verneinen.“

Soviel von der Verschmelzung des Gleichartigen auf dem Gebiete des Wollens.

Auch lassen sich leicht Beispiele von der Verschmelzung des „Ähnlichen“ finden. Wenn — um wenigstens eins anzuführen —

[107]) Philippi in seiner Recension von Ribot's: „Les maladies de la volonté.“ Paris 1883. Vergl. Witte: „Das Wesen der Seele“ S. 173.

[108]) Ch. Sigwart: „Der Begriff des Wollens“ etc. Tübinger Universitätsschriften 1879.

ein Kind zum ersten Male sein Gesicht waschen will, so reibt es dasselbe zunächst mit der einen Hand; erst später nimmt es, indem es besondere Willensthätigkeit zur Bewegung der anderen Hand anwendet, auch diese zu Hülfe, und je öfter dies eintritt, desto inniger werden diese beiden ähnlich gearteten Willensthätigkeiten von der Seele mit einander verschmolzen.

§ 13. Verknüpfung.

Beim Anziehen der Kleider sind Arm- und Beinbewegungen in bestimmter Weise associiert; die entsprechenden Willensthätigkeiten sind nach unserem Ausdruck mit einander verknüpft.

Beim Violinspiel sind die Willensthätigkeiten auf Bewegung der Finger des linken, zugleich auf Bewegung des rechten Armes, Haltung des Kinnes, Taktschlagen mit dem Fufs u. s. w. gerichtet.

Ähnliches gilt vom Spinnen, Weben, überhaupt von den meisten, tausendfach wiederholten menschlichen Handlungen.

Derartige durch den von Schneider[109]) so genannten „Associationstrieb“ herbeigeführte ungleichartige Bewegungen erfolgen „gleichzeitig“ auf Grund des Vorganges der Verknüpfung der Willensthätigkeiten zu einer Gruppe.

Auch Reihenbildungen lassen sich bei fast allen menschlichen Handlungen nachweisen. Jede der Bewegungen beim Essen z. B. — Hinlangen, Ergreifen, Hinführen zum Munde, Öffnen desselben, Kauen, Schlucken — erfordert ursprünglich eine besondere Willensthätigkeit, bis allmählich durch beständige Wiederholung diese ungleichartigen Bewegungen dauernd zu einer Reihe verknüpft werden. Sie werden durch den von Schneider so genannten „Folgetrieb“ veranlafst und erfolgen „nacheinander“ auf Grund des Vorganges der Verknüpfung der Willensthätigkeiten zu einer Reihe. Jedermann wird in seinem Berufe solche fast mechanisch ablaufenden Reihen anführen können. Ein Heizer in einer gröfseren Fabrik z. B., der in aller Frühe sich erhebt, seiner Berufspflicht nachzukommen, hat fast nur diesen einen Willen; die einzelnen Handlungen, Ankleiden, Holz herbeiholen, Feuerzeug mitnehmen

[109]) G. H. Schneider: „Der menschliche Wille“ etc. Berlin 1882. S. 166, 440.

u. s. w., werden durch jenen allgemeineren Willen hervorgerufen und laufen nun, sozusagen, nacheinander ab.

§ 14. Schluss.

Wir suchten, in die Tiefe des eigenen Innern uns versenkend, vor dem Seelenauge ein deutliches Bild von der Gesamtheit der Vorgänge unseres inneren Lebens zu entwerfen und die Gesetzmässigkeit in denselben nachzuweisen.

Wenn wir jetzt einen Rückblick auf das Ganze werfen, so werden wir die Bemerkung machen, dafs „Vorstellen, Fühlen und Wollen doch nicht als drei von einander völlig unabhängige Entwicklungsreihen mit geschiedenen Wurzeln entspringend sich in den Boden der Seele teilen und, jede für sich fortwachsend, nur mit ihren letzten Verzweigungen sich zu mannigfachen Wechselwirkungen berühren.“ [110])

Schon oben (§ 10) hoben wir hervor, dafs sämtliche Willensäufserungen geradezu bedingt sind durch das Vorhandensein von Vorstellungen und Gefühlen. Jede Vorstellung ferner ist nach Lazarus [111]) von einem Gefühle begleitet. Der Grad, das Mafs der Gefühle hängt dabei teils von dem Inhalte, teils von der psychologischen Beschaffenheit der Vorstellungen ab, durch welche jene erzeugt werden. In Bezug auf den Einfluſs der psychologischen Beschaffenheit der Vorstellungen auf die Intensität der Gefühle läfst sich folgendes Gesetz aufstellen: „Je dunkler und

---

[110]) Lotze: „Mikrokosmus.“ 2 Aufl. Leipzig 1869. Bd. I, S. 199. Vergl. Wundt: „System der Philosophie.“ Leipzig 1889. S. 563: „In Wirklichkeit ist keiner derselben (der Akte des Wollens, Fühlens, Vorstellens) für sich allein im stande, einen seelischen Vorgang zu bilden; jeder fordert die anderen als seine ergänzenden Bestimmungen.“

[111]) M. Lazarus: „Leben der Seele.“ Bd. I, S. 285. Ein von den speculativen Philosophen oft gefordertes Denken ohne jegliches Gefühl giebt es nicht. Das Berechnen mathematischer Probleme z. B. erregt Lust, wenn die zum betreffenden Gegenstande nötige Kraft, die mathematische Kenntnis, nicht fehlt. (Vergl. Steinthal a. a. O. S. 304.) Ziegler („Das Gefühl.“ Stuttgart 1893. S. 320) bezeichnet das Fühlen geradezu als die „Sprungfeder des Erkennens, das Motiv alles Handelns.“

unbestimmter eine Vorstellung, desto stärker ist das durch sie erzeugte Gefühl; doch je abstrakter, allgemeiner, von der konkreten Wirklichkeit entfernter eine Vorstellung ist, desto schwächer ist das sie begleitende Gefühl“ [112]). Auch Lotze [113]) hält die Allgegenwart der Gefühle beim Vorstellungslauf für zweifellos; nach ihm sind ferner das Schopenhauersche „willensfreie“ Erkennen und die Kant-Schillersche „interesselose“ Betrachtung Erdichtungen, sofern die Begriffe Willensfreiheit und Interesselosigkeit streng genommen werden; selbst die scheinbar trockensten Begriffe des Denkens sind nie von einem nebenhergehenden Gefühle ganz entblöfst. Es giebt in der That „schöne“ Gedanken, bei denen einzelne Vorstellungsgruppen sich gegen einander bewegen; welche Form der Bewegung hier ebensosehr, wie der Tanz, einen Reiz haben und Lust erwecken kann [114]).

Aufserdem wird sich in jedem einzelnen Gefühle die Beziehung zu einer Vorstellung oder einer Reihe von Vorstellungen unschwer nachweisen lassen. Sobald ein Zustand der Lust oder Unlust fortdauert — und er mufs doch fortdauern, um recht gefühlt zu werden —, ist die Erinnerung schon beteiligt. Allerdings ist ein aufserordentlich starkes Gefühl, z. B. übergrofse Freude oder Trauer, wohl imstande, jemandem, wie man sagt, alle Besinnung, d. h. die Möglichkeit des Vorstellens, zu rauben; indes steht eine solche Ekstase auch an der Grenze des Bewufstseins [115]).

Schliefslich können wir auch alle Denk- und Gefühlsakte insofern als Willensäufserungen ansehen, als ein Wollen bei jeder Seelenthätigkeit vorausgesetzt werden mufs [116]); wir müssen urteilen, anschauen, überlegen „wollen“, um es zu thun. Neigungen, Interesse, Liebe endlich sind unzertrennlich mit einem Wunsche oder Verlangen, also mit Wollen, verbunden. „Der Zustand der

---

[112]) Lazarus a. a. O. S. 287, 288.

[113]) Lotze: „Med. Ps.“ Leipzig 1852. S. 254: „Wir müssen darauf aufmerksam machen, dafs in mannigfach abgestuften Graden und wechselnden Formen Gefühle ganz allgemein jeden Erregungsprozefs begleiten.“

[114]) Steinthal: „Einleitung in die Psychologie“ etc. Berlin 1881. S. 305.

[115]) Höffding: „Psychologie in Umrissen“ etc. 2. deutsche Ausg. von Bendixen. Leipzig 1893. S. 127.

[116]) P. Jessen: „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie.“ Berlin 1855. S. 330.

Lust ist," wie Fechner[117]) sich ausdrückt, „solidarisch mit einem Streben, denselben Zustand zu erhalten oder zu steigern, der Zustand der Unlust mit einem Streben, ihn zu verbessern, zu beseitigen oder zu mindern, in Verbindung."

Die eine, ungeteilte, substantielle[118]) Seele, das sehen wir aus allem, mufs sich ihrem Wesen nach in jeder der drei Hauptformen ihres Wirkens ganz und ungeteilt auf dasjenige richten, was den Gegenstand ihrer Bethätigung ausmacht, und in jedem Augenblicke sind die drei Bethätigungsarten — Vorstellen, Fühlen, Wollen — der Seele, welche von einander zwar nicht ableitbar sind, in denen aber genau dieselben elementaren Prozesse walten, in bestimmter Form in der Seele zu einer Einheit verbunden.

Indes ist wohl zu beachten, dafs wir durch jene Prozesse doch immer nur anschauliche, an die Durchsichtigkeit mechanischer Vorgänge anknüpfende „Bilder" von fraglichen psychischen Vorgängen erhalten. „Die innere Welt des Geistes wird durch Symbole bezeichnet, die der äufseren Welt des Raumes entlehnt sind"[119]), wie ja auch überhaupt die Wurzeln aller, selbst der

---

[117]) G. Th. Fechner: „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht." Leipzig 1879. S. 212; vergl. „Vorschule der Ästhetik", Teil II. Leipzig 1876. S. 269.

[118]) „Die Seele ist als Substanz zu betrachten, nicht nur wegen der Beharrlichkeit im Leben, sofern sie in „äufseren" Wirkungen sich geltend macht, sondern auch wegen der gleichen Beschaffenheit ihrer Wirkungen im Individual-Bewufstsein der „inneren" Erfahrung, zumal wegen der Einheit desselben" (Witte: „Das Wesen der Seele," S. 333). Die substantielle Bewufstseinseinheit wird vor allem beim Gedächtnis vorausgesetzt: „Das Gedächtnis besteht in der Kraft des Ichs, alle Bewufstseinsinhalte und Vorgänge auf seine eigene schlechthin konstante vorempirische Lebenseinheit zu beziehen und zwar mit um so gröfserem Erfolge, je mehr dasselbe dabei persönlich interessiert ist und deshalb energische Selbstthätigkeit bekundet. Wenn also irgend etwas, so setzt das Gedächtnis das Vorhandensein einer ursprünglichen, allen Erfahrungen des Ichs zu grunde liegenden, substantiellen Bewufstseinseinheit voraus" (S. 183). Ähnlich äufsert sich O. Schneider (Transscendentalpsychologie, Leipzig 1891, S. 23): „Der Seele, wie beschaffen sie auch sein mag, dürfen wir ein Beharren im Wechsel ihrer Zustände, die Substantialität, die dingliche Natur, nicht absprechen; ohne solche Beharrlichkeit, Identität, ist ein noch so kümmerliches Seelenleben unbegreiflich." Wir sind nicht, wie Ziegler („Das Gefühl." Stuttgart 1893. S. 16), Anhänger einer „Seelenlehre ohne Seele."

[119]) Höffding a. a. O. S. 3.

abstraktesten Wörter die lautlichen Zeichen für Sinneseindrücke sind.“ [120]

Jene psychischen Vorgänge selbst werden uns Menschen nach wie vor verborgen und unergründlich bleiben, denn „nie erreicht das Senkblei des Forschers den Boden der Seele!“

---

[120]) Max Müller: „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache.“ II, S. 320: „Alle Wurzeln, d. h. alle materiellen Elemente der Sprache, sind die lautlichen Zeichen für Sinneseindrücke und nur für solche.“

Am Schlusse der Arbeit ist es mir eine angenehme Pflicht, auch an dieser Stelle Herrn Professor Dr. von Stein für seine mannigfachen wissenschaftlichen Anregungen bei Anfertigung dieser Abhandlung meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Berlin, den 7. Februar 1894.